PT
1337
B5
1915
PT.9

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

BÜCHER VON SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zum **100. Geburtstag des Reichsschöpfers** erschien:

Bismarck.

Der Mann und das Werk.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von **Richard Graf Du Moulin Eckart.**

330 Seiten in Quartformat mit 4 Lichtdrucktafeln, 8 Tafeln in feinstem Autotypiedruck und 70 Abbildungen auf Mattkunstdruckpapier. **In Leinenband 17 Mark. In echtem Pergamentband 20 Mark.**

Zu haben in allen Buchhandlungen. / Illustr. Prospekt kostenlos.

Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infol sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernd Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseite wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und d Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Rachen-Katarrh, Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Digitized by Google

Solche

Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello" verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Jll. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5,—, M. 7,— und M. 10,— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 137, Winterfeldtstraße 34.

Flechtenkranke

aller Art wenden sich schriftlich oder mündlich an mich. Erteile gern jedem Rat und Hilfe, um von dem schrecklichen Übel befreit zu werden. Habe selbst 10 lange Jahre an der Flechte gelitten.

Wilh. Kremer, Essen-Ruhr C. N. 116,
Rüttensch. Straße 201.

2000 Witze

Nirgendwo in der ganzen Welt gibt's so viel zu lachen für so wenig Geld. Gegen 70 Pf. in Briefmarken (Nachn. 90 Pf.). Dazu 1 Spiel Boskos Zauberkarten, 1 Buch: Der Kartenkünstler u. hochint. Beilag. **gratis.**

Otto Helemann, Köln 348, Postf. 161.

Ueber 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Licht-Hingfong Essenz-Destillat

1000000:fach im Gebrauch und bewährt!

Als hausmittel unentbehrlich!
Dtz. 3.80, 30 Fl. franko, nur en gros aus dem
Laboratorium L. Lichtenheldt,
Meuselbach 4a Th. Wald.

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Bin früher und auch jetzt mit Ihrer „Licht-Hingfong" zufrieden und glaube, jeder Kenner schmeckt den Unterschied sofort heraus.

Herr Peter Ketzner in Z.

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Das Ehrenwort“ von Gustav Sieber.
(S. 14)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Neunter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ⁘ Berlin ⁘ Leipzig

Digitized by Google

Amerikan. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Das Ehrenwort
Erzählung von Gustav Sieber. Mit Bildern von Max Vogel 5

Weiße Nächte
Roman von Hans Becker (fortsetzung) 38

Geschichtliche Denkzeichen aus alter und neuer Zeit
Von Alex. Cormans. Mit 9 Bildern 92

Der Nebenbühler
Eine Kriegsnovelle von Richard Warmer . . . 105

Die Munition der Gulaschkanone
Von R. Zollinger. Mit 8 Bildern 150

Der Fleck auf der Stirn
Eine amerikanische Geschichte von A. O. Klaußmann 164

Der Weltkrieg. Siebentes Kapitel
Mit 10 Bildern 183

Mannigfaltiges:
Eine Sprechstunde der Gerechtigkeit 205
Der Rote Halbmond. Mit Bild 209
Eine Beschießung des Schlosses zu Berlin . . . 211
Ein chinesisches Märchen von der Weibertreue . 212
„Unsere Exzellenz" 214
Ein Dokument der Beschränktheit 216
Quartierfreundschaft. Mit Bild 217
Von den Silbergruben Mexikos 219

Digitized by Google

Seite

Hochverrat und Feigheit vorm Feind 222
Auch Kopfarbeit! 224
Winke beim Umtopfen der Zimmergewächse . . 225
Ein Ring in einem Stückchen Brot 227
Merkwürdige Geschosse 228
Ein alter deutscher Osterspruch 229
Türkische Telephonistinnen. Mit Bild 229
Türme und Glocken im Krieg 231
Ungarische Ritterlichkeit 234
Berühmte Piepenmeister 236
Die Inder und der englische Geist 240
Der Kriegerverein 240

Digitized by Google

Das Ehrenwort

Erzählung von Gustav Sieber

Mit Bildern von Max Vogel (Nachdruck verboten)

In der Offiziersmesse des Königlich ungarischen Honvedhusarenregiments ging es hoch her. Ganze Batterien echten Tokaiers fuhren auf, in glänzenden Messingkübeln wurde der perlende Schaumwein auf die kleinen Serviertischchen gestellt, und die lange, blumengeschmückte Tafel bog sich unter der Last der auserlesenen Gerichte, die man heute, weil es vielleicht für viele der Anwesenden das letztemal war, aus Küche und Keller hervorgeholt hatte. Denn morgen schon, bei den ersten Strahlen der heißen Augustsonne, ging es ins Feld. Fort aus den Armen der süßen kleinen Mädchen, die ihre blonden, braunen und schwarzen Lockenfrisuren so vertrauensvoll an das rauhe Gold der verschnürten Attila legen, weg von Mutter Zlonka in der Küche, die so schmackhafte Speisen zu bereiten weiß und immer den zahlreichen Sonderwünschen zugänglich ist, die hungrige Leutnantsmagen an die Leibköchin eines fröhlichen Husarenregiments stellen. Gestern hatte der König an Rußland den Krieg erklärt, die eigenen Vorposten standen schon im Kampf mit den struppigen Kosaken, und morgen sollte der lange Militärzug das Regiment an die Grenze bringen.

Ganz am Ende der hufeisenförmigen Tafel, halb vergraben unter den großen Blattpflanzen zu beiden Seiten der weißen Königsbüste, saß Leutnant Beregi. Sein hübsches, sonst recht blasses Gesicht mit dem hochblonden Bärtchen war von Wein und Aufregung gerötet, die helle Stimme gellte durch das lebhafte Plaudern und Lachen rings um ihn, durch den dicken Qualm von Zigaretten und Zigarren.

Digitized by Google

„Und ich sage euch, ich gehe nicht zurück!“ hörte man ihn rufen. „Nie, unter keiner Bedingung. Eher lasse ich mich in Stücke hauen.“

„Warten wir's ab!“ Sein Tischnachbar, Rittmeister Rhonfeld, nahm seine Zigarette aus dem Mundwinkel und warf einen schielenden Seitenblick auf den jüngsten Offizier seiner Eskadron. „Wenn du mit deiner Patrouille ein paar Kosakensotnien zu Gesicht bekommen hast, wollen wir weiterreden. Für so verrückt halte ich dich denn doch nicht, daß du dann auch noch anbeißen willst.“

Diese etwas spöttischen Worte schienen den Leutnant nur noch mehr aufzuregen. Mit kurzem Auflachen antwortete er: „Werden ja sehen! Was für Überraschungen immer mir die Zukunft bescheren möge, zurück gehe ich auf keinen Fall. Das laß dir nur gesagt sein, Herr Rittmeister. Für mich wirst du einstens vergeblich den Appell blasen lassen.“

„Abwarten und Wein trinken!“ wiederholte Rhonfeld, sein Glas Tokaier auf einen Zug leerend. Dann sah er zu seinem Leutnant hinüber, und ein Lächeln flog über sein braunes, von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht. „Die wievielte ist es?“ fragte er und deutete auf die halbvolle Sektflasche.

„Die dritte.“

„Dann ist es etwas anderes.“

„Du glaubst, daß ich nicht mehr ganz nüchtern bin?“ Leutnant Beregi stand ein wenig schwankend auf; plötzlich aber hielt er sich kerzengerade. „Da irrst du dich aber ganz gewaltig, mein lieber Rittmeister!“ fuhr er fort. „Ganz gewaltig, auf Ehre! Ich war noch nie so nüchtern wie eben jetzt. Das ist Tatsache. Und ich kann nur wiederholen, daß es für mich wohl ein Vorwärts, nicht aber ein Zurück

Digitized by Google

gibt. Ein Zurück ist ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen. Leutnant Beregi, Königlich ungarischer Honvedhusar, geht nicht zurück, und wenn der leibhaftige Teufel auf ihn einstürmt."

Die Mitte der Tafel, wo der Oberst mit den älteren Offizieren seines Regiments saß, war aufmerksam geworden. Man dämpfte die Stimmen und sah zum Leutnant hinüber, der noch immer vor seinem Rittmeister stand. Der lächelte verständnisinnig und wechselte einen Blick mit dem Regimentschef, worauf dieser mit einem bezeichnenden Augenzwinkern den Finger auf die Stirn legte. Dann begann die ganze Tafelrunde zu lächeln, und endlich fühlte auch Leutnant Beregi, daß er der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war. Das fachte seine Unternehmungslust noch mehr an; mit einer plötzlichen Wendung richtete er das Wort an den Regimentskommandanten, seine strammste Haltung einnehmend: „Herr Oberst, melde gehorsamst, daß ich vollkommen nüchtern bin. Ich kann nur wiederholen: Leutnant Beregi geht nicht zurück, wenn es für seinen König geht — ich bitte gehorsamst, Herr Oberst!"

„Schon gut! Schon gut!" Der so disziplinwidrig Angesprochene wehrte mit einem gutmütigen Lächeln ab. Er kannte seinen Leutnant, der erst kürzlich den silbernen Regimentspokal als bester Reiter und Fechter erhalten hatte; der junge Offizier hatte sich bisher noch immer einwandfrei betragen, und im Dienst war er ein Fanatiker. Freundlich fügte er deshalb noch hinzu: „Kannst dich aber trotzdem setzen. Beim Stehen wird man müde."

„Honvedhusar wird nicht müde. Sitzt sein ganzes Leben im Sattel, wenn es sein muß und unser König

Digitized by Google

befiehlt," versicherte Beregi, als ob er eine wichtige Meldung erstatte.

„Selbstverständlich, mein lieber Beregi," antwortete der Regimentschef. „Habe auch nie daran gezweifelt. Nur mußt du zugeben —"

Der Oberst vollendete nicht, denn der Regimentstrompeter war mit klirrenden Schritten eingetreten und überreichte ihm eine Depesche.

Die laute Unterhaltung der Offiziere verstummte, alles hielt den Atem an und blickte auf den Regimentschef, der ruhig zu lesen begann. Leutnant

Digitized by Google

Beregi nahm wieder Platz; in seinem frischen Gesicht prägte sich dieselbe Spannung aus, die alle seine Kameraden zu beherrschen schien.

Der Oberst nickte dem Trompeter zu. Der machte eine scharfe Wendung und verließ den Saal.

Dann schlug der Oberst an sein Glas und stand auf. „Meine Herren!“ begann er mit seiner dunkel tönenden Kommandostimme, die man im Regiment so gut kannte. „Meine Herren! Soeben erhalte ich eine Depesche unseres erlauchten Regimentsinhabers, Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs.“

Weiter kam er nicht. Wie auf Kommando sprangen die Offiziere auf, wie auf Verabredung wurden die Hände erhoben, und ein vielstimmiges brausendes „Eljen“ klirrte an die Fensterscheiben und drang hinaus in den Hof, wo die Husaren Hafer und Heu faßten und einen Augenblick neugierig zu den Fenstern der Offiziersmesse emporsahen. Noch ein „Eljen“, ein drittes, und erst dann konnte der Oberst fortfahren.

„Die Depesche lautet: ‚Treffe morgen acht Uhr früh zur Abfahrt des Regiments ein, um Abschied zu nehmen.‘“

Einige Augenblicke herrschte Totenstille, dann brach der Jubel von neuem los. Wie von einem Rausch gepackt, umdrängten die Offiziere den Obersten. Ein Rittmeister öffnete ein Fenster und rief die Nachricht der im Kasernenhof arbeitenden Mannschaft zu. Jetzt erscholl auch unten das „Eljen“, Säbel und Kappen wurden geschwungen, für Minuten schienen alle Bande der Disziplin zu schwinden. Die Offiziere drängten sich an die Fenster und winkten der Mannschaft zu, diese zurück, und überall sah man

Digitized by Google

nur lachende und frohe Gesichter mit leuchtenden Augen.

Nach einer halben Stunde hob der Oberst die Tafel auf. Die Offiziere tranken noch rasch ihre Gläser aus und verabschiedeten sich dann von Mutter Zlonka, die weinend aus der Küche gekommen war. Sie konnte es sich nicht vorstellen, wie ihre Herren diesen fürchterlichen Krieg überstehen würden. Vor den Russen hatte sie keine Angst, aber vor den Eskadronsköchen. Die Russen konnte man erschlagen oder davonjagen; aber wie sollten die Offiziere bei der Kost am Leben bleiben, die ihnen irgend ein Mannschaftskoch mit sehr viel Hingabe und sehr wenig Zutaten bereitete? Das begriff sie nicht und fürchtete das Schlimmste, besonders für ihre Leutnante.

Der Oberst wollte gerade den Speisesaal verlassen, als er sich noch an etwas zu erinnern schien. „Herr Leutnant Beregi!“ rief er in den Trubel hinein.

„Befehlen Herr Oberst?“ Der Leutnant trat vor seinen Oberst, ihn frei und offen ansehend. Ein eigentümlicher Glanz lag in seinen Augen.

„Wenn's sein muß, geht auch der Husar zurück.“ Der Regimentskommandant klopfte dem Leutnant auf die Schulter. „Man muß sein Leben aufsparen können, wenn das Hinopfern zwecklos ist. Das laß dir gesagt sein. Einen Angriff siegreich durchführen, ist oft schon schwer, aber ein Kinderspiel gegen das ‚Zurück‘, wenn es befohlen wird — befohlen, verstehst du mich?“

„Jawohl, Herr Oberst!“ Der junge Offizier verbeugte sich, doch der starre Ausdruck wich nicht von seinem Gesicht. Er schien nicht ganz bei der Sache

Digitized by Google

zu sein und erwiderte mit einem seltsam abwesenden Lächeln den ihm gebotenen Händedruck.

* * *

Das Regiment stand längs der Rampe des ausgedehnten Rangierbahnhofes zur Einwaggonierung bereit. Eine lange, endlos erscheinende Linie, unten rot und oben blau mit gelben Unterbrechungen, die grellroten Reithosen und die dunkelblauen, kaisergelb verschnürten Attila. Vor der Front die Offiziere, ihre Abteilungen abschreitend. Dicht bei den zwei Lokomotiven, die den endlosen Militärzug an die russische Grenze bringen sollten, stand der Oberst. Neben ihm der Adjutant, rückwärts, in achtungsvoller Entfernung, der Regimentstrompeter. Dem flog nun ein befehlendes Wort ans Ohr; er räusperte sich, setzte das glänzende Horn an die Lippen und schmetterte das weithin schallende Signal durch die frische Morgenluft. „Die Herren Offiziere!"

Im Halbkreis sammelte sich das Offizierkorps um den Kommandanten, der seine Herren und mit ihnen das Regiment durch Not und Tod führen sollte, durch dick und dünn, durch alle Schrecken des Krieges hindurch, bis die Regimentstrompete abblasen und gellend „Viktoria" rufen konnte. Prüfend blickte er aus seinen kühlen grauen Augen über die wie vor Freude erregten Gesichter seiner Untergebenen; dann begann er mit ruhiger Stimme: „Meine Herren! In wenigen Minuten wird unser erlauchter Regimentsinhaber eintreffen. Seine Königliche Hoheit der Herr Erzherzog wird vom Regiment Abschied nehmen, das die Ehre hat, seinen Namen zu führen. Und mit ihm wird seine hohe Gemahlin kommen, um den Offizieren und der

Digitized by Google

Mannschaft die letzten Grüße unseres allergnädigsten Herrn und Königs zu überbringen." — Der Oberst machte eine kleine Pause. — „Wir wollen als Soldaten Seiner Majestät des Königs nicht viele Worte machen. Wir wollen nur den Eid erneuern und das Gelöbnis der Treue bis in den Tod, und dann hinaus ins Feld ziehen und unsere Worte mit unserem Blute bekräftigen."

Wieder eine kleine Pause — da schrillte von rechts ein langer greller Pfiff, und das hastige Rollen eines kleinen, nur aus Lokomotive und zwei Wagen bestehenden Zuges wurde hörbar, der eben bei der nahen Biegung der Bahnstrecke auftauchte und kurz darauf mit Schnauben und Puffen einfuhr, knapp vor der Offiziersgruppe anhaltend.

Rasch ordneten sich die Offiziere in zwei Glieder, der Oberst trat vor die Front, und schon entstieg der Erzherzog in der Uniform seines Husarenregiments dem Hofwagen, einer schlanken, schwarzgekleideten Dame beim Aussteigen helfend.

Umtost von jauchzenden Eljenrufen aus Aberhunderten von Kehlen, trat der Erzherzog auf den Regimentskommandanten zu und schüttelte ihm mit herzlichen Begrüßungsworten die Hand. Auch die Erzherzogin reichte dem Obersten ihre schlanke, mädchenhaft zarte Rechte, und dann ging es an die Vorstellung der übrigen Offiziere. Jeder erhielt einen kräftigen Händedruck des Erzherzogs und ein warmes, gütiges Lächeln seiner jungen Gemahlin, der ein ungewöhnlicher Ernst in den sonst so heiteren Zügen geschrieben stand. Vielleicht dachte sie daran, daß für manchen der Offiziere diese Begrüßung nicht nur die erste, sondern auch die letzte war, und daß mancher von ihnen in kurzer Zeit schon mit seinem

Digitized by Google

warmen Lebensblut den Tribut bezahlen werde, der dem König und seinen Nachkommen das Erbe erhalten sollte, den ungeschmälerten Besitz alles dessen, was sie von ihren Vätern übernommen hatten und den Kindern überlassen wollten, die Länder der zwei vereinigten Reiche von Österreich und Ungarn.

Als letzter kam das Sorgenkind an die Reihe, der jüngste Offizier des Regiments, Leutnant Beregi. Niemand von den Offizieren hatte die immer wachsende Erregung des Leutnants bemerkt, in dessen Gesicht es zuckte und leuchtete, je näher ihm das hohe Paar kam, denn alle Augen waren nur auf den Erzherzog und seine Gemahlin gerichtet, die von Zeit zu Zeit bei einem der Herren stehen blieben, sich nach dem und jenem erkundigten und besonders dann eine außergewöhnlich herzliche Anteilnahme zeigten, wenn der betreffende Offizier seine Frau daheim und seine Kinder erwähnte, denen der Abschied halt gar so schwer geworden war. Nur der Erzherzog allein hatte das nervöse Gebaren des Leutnants beobachtet und mehr als einen Seitenblick auf den jungen Offizier geworfen, den er nach der Ursache seines aufgeregten Wesens zu befragen sich vornahm.

Und nun hielt er vor ihm und bot ihm seine Hand. „Guten Morgen!“ begrüßte er ihn, als der Oberst den Leutnant als jüngsten Offizier seines Regiments vorgestellt hatte. Dann ließ er seine Blicke über die schlanke, sehnige Reiterfigur des Begrüßten gleiten und fragte: „Sind Sie ein Nachkomme des Beregi von 1848, des Generals von Komorn?“

„Jawohl, Königliche Hoheit, sein Enkel.“ Das Gesicht des jungen Offiziers war für einen Augenblick

Digitized by Google

totenblaß geworden, dann überzog es sich mit glühender Röte. Hastig fuhr er fort: „Ich bin aber auch der Sohn des Generals Beregi, der sich bei Maglaj den Kronenorden erwarb. Und in mir fließt das Blut meines Vaters.“

„Ich weiß, ich weiß!“ Der Erzherzog legte begütigend seine Hand auf die Schulter des Offiziers. Dann wandte er sich an seine Gemahlin, die staunend dem kurzen Wortspiel gelauscht hatte. „Der Großvater des Herrn Leutnants kämpfte im Jahre 1848 gegen uns, sein Vater zeichnete sich dreißig Jahre später im Okkupationsfeldzug für uns aus. Vergangene, längstvergessene Zeiten. Der Sohn wird es seinem Vater gleich halten. — Nicht wahr, Herr Leutnant?“ richtete er wieder das Wort an Beregi. „Darüber sind wir uns alle klar.“

„Jawohl, Königliche Hoheit!“ Die Stimme Beregis schwankte. „Und wenn der Feind —“ Der junge Offizier stockte, dann trat er einen Schritt aus der Front. Jede Verlegenheit war aus seinem Gesicht geschwunden, als er mit fester Stimme fortfuhr: „So vergangen sind die Zeiten, daß ich nicht zurückgehen werde, und wenn der Feind eine ganze Hölle auf uns losläßt. Leutnant Beregi geht nicht zurück — auf Ehrenwort. Jawohl, Königliche Hoheit, auf Ehrenwort!“ Und plötzlich, wie von einem Impuls getrieben, riß er die Kappe vom Kopf. „Eljen unser König! Eljen Ihre Königlichen Hoheiten! In Sieg und Tod für unseren König! Moriamur pro rege nostro!“*)

„Eljen! Eljen!“ schallte es aus dem Kreis der Offiziere und aus den Reihen der Mannschaften zurück.

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Im Gesicht des jungen Erzherzogs zuckte es. Er wollte sprechen, die Stimme versagte ihm aber vor innerer Erregung. Nur die Hand an den Kappenschirm konnte er erheben und immer und immer wieder nickend grüßen.

Die Erzherzogin hatte sich mit einer rührenden Gebärde an die Offiziere gewandt und einige Worte zu ihnen gesprochen. Dann eilte sie etwa fünfzig Schritte nach rechts, gerade vor die Reihen der strammstehenden Husaren, und mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme sagte sie in reinstem Ungarisch: „Ich danke euch! Ich danke euch vielmals und auf das allerherzlichste."

Erst Totenstille, dann ein einziger jauchzender Schrei. Die Soldaten stürzten, jede Disziplin vergessend, aus den Reihen und eilten auf den Erzherzog und seine Gemahlin zu.

Der Oberst kannte das Temperament seiner braven Husaren und fürchtete, daß der Ausbruch ihrer hochwogenden Gefühle das herzogliche Paar doch ein wenig zu sehr bedrängen könnte. Laut rief er dem Trompeter einen kurzen Befehl zu, und im nächsten Augenblick gellte über den Bahndamm das Signal.

Wenige Minuten später war das ganze Regiment in den Wagen.

Der Erzherzog trat mit seiner Gemahlin, die er an der Hand faßte, vor Leutnant Beregi hin. „Und wem verdanken wir dies alles?" fragte er, dem Offizier nochmals die Hand reichend. „Ihnen allein. Sie haben wirklich das Temperament Ihrer Vorfahren geerbt und —"

„Und die Gefühle meines Vaters," ergänzte der Leutnant.

Digitized by Google

„Sicher! Und darum —“ Der Erzherzog sah zu Boden, als suche er nach Worten. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. „Darum hüten Sie

sich, lieber Beregi, vor Übereilungen. Ihre vorigen Worte will ich nicht gehört haben. Verstehen Sie mich, Herr Leutnant? Wenn der Vorgesetzte befiehlt, hat der Untergebene zu gehorchen. Auch wenn

Digitized by Google

es ihm schwer fällt, auch wenn es — ein Zurück gilt."

„Jawohl, Königliche Hoheit! Ich hätte mein Ehrenwort nicht geben sollen. Nun es aber einmal geschehen ist —"

Der Leutnant vollendete nicht, sondern sah dem hohen Vorgesetzten nur stumm in die Augen. Und dieser Blick sagte dem Erzherzog genug.

„Leben Sie wohl, Herr Leutnant!" Zum dritten Male gab er dem hübschen Jungen die Hand. „Und Gott gebe es — auf Wiedersehen!"

„Der liebe Gott schütze Sie!" Auch die Erzherzogin hatte Beregi die Hand gereicht.

Dieser führte sie, sich tief verneigend, an seine Lippen. Dabei flüsterte er fast unhörbar: „Das Bild Eurer Königlichen Hoheit wird mich bis in den Tod begleiten."

Dann richtete er sich straff auf, salutierte, und so blieb er stehen, bis das hohe Paar von allen Offizieren Abschied genommen hatte.

Fünf Minuten später begann der Zug zu fahren. Die Offiziere standen grüßend an den Fenstern ihrer Abteile, die Mannschaft jauchzte zum letzten Male dem Regimentsinhaber und seiner schönen Gemahlin zu, und das prinzliche Paar winkte und winkte, so lange es noch einen vorgestreckten Kopf aus den Wagen nach rückwärts spähen sah.

Als der Bahnhof den Blicken der Husaren entschwunden war, verließ Beregi die Plattform des Wagens, auf der er bisher gestanden hatte, und kehrte langsam zu seinen Kameraden zurück.

Er sprach kein Wort; stumm setzte er sich nieder. Wenn aber seine Augen hätten reden können, sie hätten mehr als alle Worte erzählt.

Digitized by Google

Moriamur pro rege nostro.

— — — — — — — — — — — — —

Knapp an der russischen Grenze lagert das Husarenregiment in dunkler, sternenloser Nacht. Nur das Scharren der angekoppelten Pferde ist hörbar, hier und dort die Schritte der Parkwachen und Posten, und vom großen Lagerfeuer her gedämpfte Laute, die aufflattern, seltsam abgehackt im Dunkel der Nacht verklingen und dann von neuem ertönen. Eine Gruppe von Offizieren erwartet dort den Tagesanbruch, den weiteren Vormarsch in die scheinbar vom Feinde verlassenen Gebiete Russisch-Polens.

Eben flackert das Feuer heller auf, Leutnant Beregi hat ein neues Scheit zu den langsam verglimmenden geworfen. Er zündet sich eine Zigarette an, pafft eine Weile wortlos vor sich hin und beginnt dann mit halblauter Stimme langsam zu sprechen: „Heute vor vierzehn Tagen! Ob wohl bald die Stunde kommen wird, von der wir damals sprachen?"

Der Rittmeister neben ihm zuckt die Achseln. „Hast schon Sehnsucht, Beregi?" fragt er.

„Natürlich! Jetzt werden die Zeitungen in der Heimat voll von den Taten der anderen sein, von uns aber wird kein Mensch sprechen. Das ärgert mich."

„Nur Geduld, Batschi!" Der Rittmeister streckte seine kraftvolle Gestalt. „Das war erst der Anfang. Königliche Honvedhusaren kommen erst an die Reihe, wenn es ernster wird." Er zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Tasche und reichte es dem Leutnant.

Dieser glättete es und las beim Scheine des Lagerfeuers: „Kommando der sechsten Eskadron. — Im Wald Kote 231 lagert starke Kosakenabteilung mit Artillerie und Maschinengewehren. Vermute auch Infanterie. Husar Török meldet, daß er am Waldrand

Digitized by Google

viele hohe Offiziere gesehen hat. Nach den Bildern in der Kaserne will er unter ihnen zwei Generale erkannt haben. Ich beobachte weiter. — Toth, Wachtmeister."

Der Leutnant gab das Blatt zurück. „Ist das alles?"

„Nicht ganz. Der Patrouille des Wachtmeisters wurde sofort Leutnant Jellenic nachgesandt. Von ihm erwarten wir weitere Einzelheiten."

„Warum nicht von mir?" Leutnant Beregi fuhr fast zornig auf. „Warum hast du nicht mich vorgeschlagen? Das ist nicht schön von dir, Herr Rittmeister. Du weißt, daß ich mich ein für allemal zu solchen Aufgaben gemeldet habe. Und nun läßt du den Obersten einen anderen senden."

„Mit Absicht!"

„Was? Du hast —"

Rittmeister Rhonfeld legte seinem Untergebenen begütigend die Hand auf den Arm. „Jawohl, mein Lieber," antwortete er. „Erinnerst du dich vielleicht nicht mehr daran, was du damals in der Offiziersmesse sagtest und zur Krönung noch mit deinem Ehrenwort bekräftigtest, als wir Abschied vom Erzherzog nahmen?"

„Gewiß weiß ich es. Aber was soll es damit?"

„Nichts weiter, als daß dich der Oberst vor allzu waghalsigen Husarenstückchen abhalten will. Du wirst von nun an nur in der Eskadron reiten. Der Oberst meint, du kannst tollkühn sein, aber nicht wahnsinnig. Das ist alles."

Als der Leutnant diese Erklärung vernommen hatte, wurde er sehr still, unheimlich still.

„Nichts dagegen zu machen!" sagte der Rittmeister. „Kannst aber ruhig sein, zum Einhauen

Digitized by Google

wird sich dir noch Gelegenheit genug bieten. Und sei froh, daß damals der Oberst nicht grob geworden ist. Sich derart in den Vordergrund drängen und der Königlichen Hoheit auf Ehrenwort versichern, daß Leutnant Beregi unter keinen Umständen zurückgeht, war eigentlich mehr als disziplinwidrig. Du hättest es verdient, daß dir der Erzherzog eine tüchtige Pauke gehalten hätte, vor uns allen."

„Hat er aber nicht!" trumpfte Beregi auf. „Er hat mir sogar die Hand gegeben. Und deshalb werde ich mein Wort zur Wahrheit machen und erst recht durch dick und dünn für unseren König und sein Haus gehen, durchs Feuer für Ungarn und Österreich. Das wirst du sehen, wenn —"

Weiter konnte der Leutnant nicht kommen. Eine Gestalt näherte sich dem Feuer und winkte den Offizieren zu, die sich bei ihrem Nahen erheben wollten. Es war der Regimentskommandeur, der sich mit einem kurzen Gruß am Lagerfeuer niederließ und ein Blatt Papier schwenkte, das er bisher halb verborgen in der Hand gehalten hatte. „Ratet mal, was da drin ist!" fragte er mit vergnügten Augen. Und als alles nur mit den Achseln zuckte und den Oberst erwartungsvoll ansah, fuhr er fort: „Meldung von Leutnant Jellenic. Feind im bezeichneten Walde zählt mindestens eine Kosakendivision mit vier Batterien und acht Maschinengewehren, dann einige schwache Infanterieabteilungen. Schleichpatrouille unter Wachtmeister Toth ging fünfhundert Meter ins Waldinnere vor und brachte wichtige Einzelheiten. Bringe den Wachtmeister zur Anerkennung in Vorschlag. Ich bleibe am Feind." Der Oberst faltete die Meldung wieder zusammen und steckte sie ein. Dann sagte er: „Wir werden die Russen bei Morgengrauen

Digitized by Google

angreifen. Abmarsch in einer Stunde. Vorhut erste Eskadron mit den Maschinengewehren des Regiments, dahinter auf normale Distanz das Gros. Rechte Seitenhut die vierte Eskadron, Herr Rittmeister Rhonfeld, linke Seitenhut eine Patrouille der dritten Eskadron. Weitere Befehle folgen während des Vormarsches nach Eintreffen weiterer Meldungen des Leutnants Jellenic." Er sah einen Augenblick wie überlegend vor sich hin, dann erhob er sich. „Bitte die Leute zu erinnern, daß sie vom Säbel mehr als Stichwaffe Gebrauch machen. Die feindlichen Lanzen auf die Seite schlagen und dann einen raschen Stich anbringen. So sind wir ihnen über. In einer Stunde steht das Regiment."

Den Offizieren kurz zunickend, wollte sich der Oberst entfernen, als er noch einmal stehen blieb.

„Herr Leutnant!" winkte er, schon im Weggehen, Beregi zu, der vom Feuer aufsprang und zu seinem Vorgesetzten hineilte. Er nahm den jungen Offizier unter den Arm und ging mit ihm einige Schritte abseits. Dann blieb er stehen und ließ den Arm des Leutnants frei. „Ich möchte Sie nochmals bitten, alle unnützen Bravourstücke zu unterlassen," begann er mit eindringlicher Stimme. „Und damit Sie beruhigt sind, kann ich Ihnen sagen, daß auch ich auf keinen Fall den Befehl zum „Zurück" geben werde, wie stark der Feind auch sei. Nur können wir allein den Ausgang des Kampfes nicht bestimmen. Die Gewehre und Kanonen des Feindes, seine Lanzen und Säbel haben auch ein Wort mitzusprechen. Und wenn uns der Erfolg versagt bleiben sollte, wenn die Übermacht des Feindes zu groß und erdrückend ist, dann — nicht wahr, dann werden auch Sie vernünftig sein und daran denken, daß dieser Kampf

Digitized by Google

nicht unser letzter ist. Wollen Sie es mir versprechen?“

Als der junge Offizier nur stumm vor sich hin-

sah, ohne eine Antwort zu geben, nickte der Oberst ernst mit dem Kopf.

„Ihr Temperament hat Ihnen da einen bösen Streich gespielt,“ sagte er mit seltsam rauher Stimme.

Digitized by Google

„Das Ehrenwort hätten Sie nicht geben sollen — das nicht. Nun wollen wir nur hoffen, daß Sie nicht in die Lage kommen, Ihr unüberlegtes Versprechen einlösen zu müssen, wenn es für unsere Aufgabe nicht notwendig ist. Leb wohl, Beregi!"

Leutnant Beregi schritt wie träumend zurück zum Lagerfeuer, das die übrigen Offiziere bereits verlassen hatten. Einen Augenblick blieb er dort stehen, dann zündete er sich eine frische Zigarette an und schlug den Weg zu seiner Eskadron ein, die als nächste am Feind zum sofortigen Aufsitzen bereit stand.

Das ganze Lager schien plötzlich erwacht zu sein, ein Hasten und Drängen erhob sich in den getrennten Abschnitten. Überall ein Flüstern und Raunen, das zeitweise durch ein unterdrücktes Kommando übertönt wurde. Man hörte das Rasseln von Verschlüssen, das unruhige Scharren der Pferde, hier und dort ein helles Aufwiehern der treuen Tiere, die vielleicht auch eine Ahnung des Kommenden hatten.

Eine halbe Stunde verging so, dann stand das Regiment marschbereit in der Hälfte der Zeit, die ihm sein Kommandant gegeben hatte. Und einige Minuten später setzten sich die Pferdehufe klappernd in Bewegung, das Gros des Regiments trat im Schritt den Marsch an den Feind an. Nur die vierte Eskadron als Seitenhut setzte sich in Trab und die Aufklärungs- und kleinen Sicherungspatrouillen.

Zwei Stunden war man geritten, als in gestrecktem Galopp einer der Aufklärer zurückkam, den Säbel hoch über seinen Kopf schwingend. Das bedeutete „Feind", und schon sprengten die Eskadronsführer nach vorne, an die Seite des Regimentskommandanten.

„Aus einem unerwarteten Überfall wird diesmal

Digitized by Google

nichts," begann er, als die Rittmeister um ihn versammelt waren. „Der Feind hat vielleicht dieselbe Absicht gehabt, er rückt uns entgegen. Wenn er nämlich eine Ahnung von unserer Anwesenheit hat. Ich bezweifle es, da mir nichts von feindlichen Patrouillen gemeldet wurde. — Lassen Sie halten, Ronczy!"

Der Adjutant ritt zehn Schritte seitwärts und hob den Arm. Eine Eskadron nach der anderen hielt an, in weniger als einer Minute stand das ganze Regiment. Nur die Maschinengewehrabteilungen galoppierten auf ein Zeichen ihres Führers nach vorn. Sie wußten, daß es jetzt Arbeit für sie geben würde.

Nur kurze Zeit saß der Oberst fast bewegungslos auf seinem Pferde und beobachtete die Aufklärer, die hinter einer niederen Bodenwelle standen, dann zog er den Säbel. Ruhig und fast gleichmütig kamen die Worte von seinen Lippen: „Erste Eskadron zum Feuergefecht absitzen. Wird durch die Maschinengewehre verstärkt. Zweite und dritte Eskadron reitet dem Feind gradaus entgegen, in der Richtung auf den zweiten Aufklärer von links und greift ihn ohne Rücksicht auf seine Stärke an. Vierte, fünfte, sechste Eskadron als Offensivflanke rechts längs dieser Bodenwelle, schließt an die Seitenhut an." Er deutet nach rechts und schloß: „Frontgruppe Schwarmangriff. — Servus, meine Herren! Und gutes Gelingen!"

Helle Kommandorufe ertönten, dann ein Rasseln und Klirren, Trappeln und Dröhnen. Über viertausend Pferdehufe setzten sich in Bewegung, in Trab und Galopp, zischend fuhren die Pallasche aus der Scheide und funkelten in den ersten Strahlen der

Digitized by Google

Morgensonne, die sich groß und glühend wie ein riesiger Feuerball im fernen Osten erhob.

Die Eskadronen hatten gerade die anbefohlenen Bewegungen ausgeführt, als auch schon die Aufklärer in rasendem Galopp auf den Regimentskommandanten zugesprengt kamen. Knapp vor ihm schlugen sie einen kurzen Bogen und ritten neben ihm her.

„Tausendfünfhundert!“ meldete der eine. „Kosakenabteilung mit Artillerie und Maschinengewehren.“

„Acht Maschinengewehre, zwei Batterien,“ berichtete der zweite.

Und ein dritter fügte ergänzend hinzu: „Feind reitet in Marschkolonne zu zweien, Geschütze und Maschinengewehre sind an der Spitze.“

„Danke!“ Der Oberst lächelte leicht und nickte seinen strammen Jungen anerkennend zu. Dann fragte er noch. „Wo ist der Stab?“

„Auch an der Spitze,“ meldete der Aufklärerkorporal, ein sehniger, schlanker Bursche von kaum zwanzig Jahren.

„Eintreten!“ befahl der Oberst.

Die Soldaten jagten zu ihren Abteilungen hin, wo sie im Nu in der fast haarscharf ausgerichteten Linie ihrer Eskadronen verschwanden. Gerade rechtzeitig. Denn eben erschienen hinter dem niederen Höhenrücken, wo sie noch vor kurzer Zeit gestanden hatten, eine Anzahl Reiter. Man sah, wie sie plötzlich anhielten und nach rückwärts deuteten, wie einige von ihnen ihre Pferde wandten und wieder hinter der Bodenwelle verschwanden.

„Die haben uns jetzt erst bemerkt.“ Der Oberst, der mit seinem Stab zur Offensivflanke geritten war und an der Spitze der vierten Eskadron ritt, wandte sich an den Rittmeister Rhonfeld. „Unglaubliche

Digitized by Google

.Kerls! Und das wollen Kavalleristen sein! Denken wohl, wir schlafen!"

Die Eskadronen waren schon fast am Fuß der sanft ansteigenden Bodenwelle angelangt. Sie ritten nur im Trab, und doch konnte man das eifrige Streben bemerken, den Höhenrücken noch vor dem Feinde zu gewinnen, um den Kampf nicht bergauf, sondern bergab ausfechten zu können. So ging es leichter, wenn man auch im anderen Falle keine Sorge gehabt hätte. Der kräftige ungarische Pferdeschlag wog die kleinen Kosakengäule zehnfach auf.

Leutnant Beregi, der zehn Schritte hinter seinen beiden Vorgesetzten neben seinem Zuge ritt, umkrampfte jetzt den Säbel, ein Leuchten brach aus seinen Augen; denn eben wurde auf dem Höhenrücken eine lange graue Linie sichtbar, Reiter auf kleinen Pferden, die sich in einem eigentümlichen Galopp die sanfte Bodenwelle hinabwälzten. Und gleichzeitig hob ein Rasseln und Dröhnen an, das grell und nervenpeitschend die klare Morgenluft zerriß. Die Maschinengewehre hatten das Feuer eröffnet und überschütteten die Lanzenreiter mit einem Willkomm von Eisen und Blei, das den Boden unter ihnen aufwühlte und einen nach dem anderen vom Pferd riß. Die Nachgaloppierenden stürzten, es entstanden wirre Knäuel von Verwundeten und Toten. Und in sie hinein, erbarmungslos und grausam, prasselte der Stahlhagel weiter. Kaum eine Minute lang, dann flutete die Kosakenwelle zurück, ihnen nach die Frontgruppe der zweiten und dritten Eskadron.

„Es geht famos!"

Der Regimentskommandeur, der mit der fünften Eskadron ritt, wollte eben den Befehl zu einer

Digitized by Google

schärferen Gangart geben, als an Stelle der Kosaken ein neuer Gegner erschien. Erst einzelne Reiter, dann Leute zu Fuß, schließlich mattblinkende kleine Geschütze, die schon abgeprotzt auf die höchsten Punkte der Bodenwelle geschoben wurden.

„Zu spät!" meinte der Oberst, und er behielt recht.

Kaum hundert Schritte hinter den flüchtenden Kosaken kamen auch schon die zweite und dritte Eskadron seiner Husaren dahergebraust, gerade auf die feindlichen Kanonen zu. Ein brausendes „Eljen" klang zur Offensivflanke herüber, das selbst das Dröhnen der Pferdehufe und Rasseln der Säbelscheiden übertönte, die klappernd an die Stiefelschäfte schlugen. Dann ein „Hurra", und man war in die Geschützstellung des Feindes eingedrungen. Die Offiziere und Mannschaften der Offensivflanke sahen noch ein wütendes Einhauen, ein undurchdringliches Gemeng, dann wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein weithin hallendes Kommando abgelenkt. Nur soviel wußten sie, daß frische Abteilungen erneut in den Kampf eingriffen, um die Geschütze vor der Wegnahme durch die Honvedhusaren zu retten.

„Galopp!" hatte der Oberst befohlen, als er die günstige Lage der Frontgruppe sah.

„Galopp!" wiederholten die Rittmeister und Zugführer, und dann ging es wie ein Ungewitter vorwärts.

„Links vorwärts aufmarschieren!"

Hell und schmetternd fielen die Trompeten ein, die Skala der Tonleiter einmal hinauf und einmal herab. Einen Augenblick war es, als ob ein Zittern die lange Linie der auseinandergezogenen Abteilungen durchzuckte, gleich darauf schien ein ge-

Digitized by Google

waltiger Sturmwind die Eskadronen nach vorn zu fegen. Man sah, wie die Pferdebeine rascher ausgriffen, wie die Reiter sich vorwärts beugten, einzig noch bestrebt, vorwärts zu kommen, vorwärts um jeden Preis, heran an den Feind.

Plötzlich hob ein zweites Hämmern und Pochen an, das merkwürdig fremd klang — feindliche Maschinengewehre! Die Offensivflanke, die weit nach rechts ausgebogen war, hatte den Ausläufer der Bodenwelle erreicht und befand sich nun dem Feinde gegenüber. Kaum achthundert Schritte entfernt sah man es wie unaufhörliche Feuerströme aus dem hohen Steppengras aufblitzen, mindestens ein halbes Dutzend Maschinengewehre schienen dort versteckt zu sein. Auf dem linken Flügel kämpften die zweite und dritte Eskadron Pferd an Pferd, Mann an Mann, im Handgemenge mit einer vielleicht vierfachen Überzahl von Kosaken, und die erste Eskadron kam eben angaloppiert, den bedrängten Kameraden zu Hilfe.

Einige hundert Schritte rechts von den angreifenden Eskadronen war ein Wald, wahrscheinlich derselbe, in dem Leutnant Jellenic nach seiner Meldung das Vorhandensein der russischen Truppen festgestellt hatte, und aus diesem preschte es jetzt heraus. Sotnie auf Sotnie, lauter lanzenbewehrte Steppenreiter, die ihre kleinen zottigen Pferde in Galopp setzten und unter schrillen Rufen auf die Offensivflanke losritten. Und immer neue Reiter spie der Wald aus. Über tausend Mann mochten es sein, die zum Angriff auf die drei Honvedeskadronen ansetzten. Über tausend Reiter gegen kaum fünfhundert, die vor sich die Tod und Verderben sprühenden Maschinengewehre des Feindes hatten.

Digitized by Google

Rittmeister Rhonfeld sah den Oberst an, der die Gefahr bemerkt hatte und dennoch keinen weiteren Befehl gab. Er wollte etwas fragen, so gut es eben in dem Schieben und Drängen ging, im Rasseln und Dröhnen, doch ein Blick in die eisenharten Züge seines Vorgesetzten ließ ihn innehalten. Und mit jeder Sekunde kam man näher an die feindlichen Maschinengewehre, mit jeder Sekunde verringerte sich auch der Abstand zwischen den Eskadronen und den aus dem Walde hervorgebrochenen Kosakensotnien.

Plötzlich wurde über den Husaren ein eigentümliches Pfeifen und Sausen hörbar, und vor ihnen fuhr an mehreren Stellen ein Etwas durch das Gras und bohrte sich in den trockenen Boden ein, der kurz aufstaubte. Einige Reiter sanken von den Pferden, die durchdringend aufwieherten.

Doch für die Eskadronen gab es kein Halten mehr, auch kein Warten auf Befehle. Selbständig schwenkte der rechte Flügel ab und ritt den Kosaken entgegen, während der Rest den Angriff auf die Maschinengewehre fortsetzte.

Den Angriff durchführen, siegen oder sterben — es gab keine andere Wahl. Von beiden Seiten der Feind, dem man nicht mehr entrinnen, vor- und rückwärts der Tod, den man nur durch tollkühnes Vorgehen noch abwehren konnte.

Nur Sekunden waren vergangen, aber die Verluste hatten sich erschreckend gehäuft. Pferd auf Pferd stürzte, ein Reiter nach dem anderen sank aus dem Sattel, noch im Fall den Pallasch umkrampfend, und über die gestürzten Menschen und Tiere hinweg brauste es über Lebende und Tote dem Feinde entgegen.

„Hurra!“ schrie der Oberst.

Digitized by Google

Nur die Reiter in nächster Nähe konnten ihn gehört haben, und dennoch fand der Ruf hundertfachen Widerhall, der sich von Mann zu Mann fortpflanzte, die ganze Front entlang.

„Hurra! — Eljen unser König!“ brüllte, schrie und jauchzte alles. Um eine Spanne richteten sich die Reiter höher auf im Sattel, nochmals erklang der Ruf der Trompete. Grell und aufreizend, die Skala der Tonleiter einmal hinauf und einmal hinab. Und dann war man mittendrin im Feind, in den mörderischen, Tod und Verderben sprühenden Maschinengewehren.

Einige Minuten währte der erbitterte Kampf mit Säbel und Revolver, Karabiner und Faust, dann war er entschieden. Die Bedienung der russischen Maschinengewehre und ihre Bedeckung waren vernichtet, nur ein kleiner Rest floh in eiliger Flucht in die weite Steppe hinein, nach dem nahen Walde, der rettungverheißend rechts im Rücken der Russen lag.

Jetzt erst konnte man ein wenig verschnaufen und einen Überblick über das Ganze zu gewinnen trachten.

„Herr Major Fultai!“ rief der Oberst, der aus einer leichten Stirnwunde blutete, während sein Pferd einen Streifschuß am Hinterschenkel erhalten hatte. „Herr Major Fultai!“

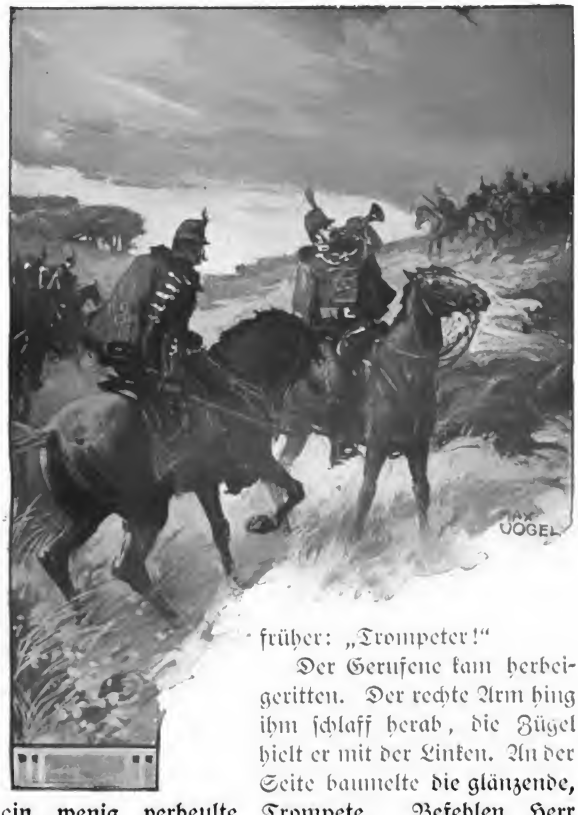
Keine Antwort. Aber ein Husar löste sich aus einer kleinen Gruppe los und ritt auf den Oberst zu.

„Melde gehorsamst, der Herr Major liegt dort drüben. Er ist von einer Kugel in den Kopf getroffen.“

Neben dem äußersten linken Maschinengewehr, lang ausgestreckt, lag die kraftvolle Gestalt des Stabsoffiziers, starr und bewegungslos. Er lag so, als ob er noch im Tode mit nerviger Faust die Mordwaffe des Feindes hätte packen wollen.

Digitized by Google

Der Oberst wandte sich für einen Augenblick ab. Dann kam es von seinen Lippen, etwas heiserer als



früher: „Trompeter!“

Der Gerufene kam herbeigeritten. Der rechte Arm hing ihm schlaff herab, die Zügel hielt er mit der Linken. An der Seite baumelte die glänzende, ein wenig verbeulte Trompete. „Befehlen Herr Oberst?“ fragte er.

„Erste, zweite, dritte Eskadron — Appell!“

Der Trompeter ließ die Zügel seines Pferdes frei

Digitized by Google

und griff mit der Linken nach dem Instrument, das er an die Lippen setzte. Er blies die Backen auf, ein langgezogener klagender Ton scholl aus der Trompete.

„Hat Kugel bekommen!“ entschuldigte sich der Husar, wieder absetzend. Dann zog er, die Trompete vor sich auf dem Sattel, sein Taschentuch hervor und verstopfte das kleine Loch. Nochmals brachte er das Mundstück an die Lippen, zum zweiten Male blies er hinein. Und diesmal ging es. Nicht so hell und klar wie sonst, aber laut und deutlich schallte es: „Erste, zweite, dritte Eskadron — Appell!“

Der Oberst nickte und hielt Umschau. Links vorn die erste, zweite und dritte Eskadron in wilder Verfolgung einiger Kosakensotnien begriffen. Hinter ihm die acht russischen Geschütze, einsam und verlassen, zwischen ihnen tote und verwundete Kosaken, Husaren und Kanoniere; weit rechts drüben der stehende Kampf der Flügeleskadron, die sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen die ungeheure Übermacht der Kosaken wehrte.

Aber die Husaren waren bald im Vorteil. Die Steppenreiter konnten im Kampf Mann gegen Mann die Waffe nicht ausnützen, die sie sonst ganz ausgezeichnet handhabten, die Lanze. Und ohne diese waren sie fast wehrlos.

Langsam sammelten sich die ersten drei Eskadronen. Von allen Seiten kamen die Husaren herbeigeeilt. Oft wund, angeschossen und zerhauen, mit der letzten Kraft die Zügel regierend, auch ledige Pferde waren darunter, die auf den bekannten Trompetenruf schnaubend und wiehernd auf die Stelle zugaloppiert kamen, wo sich um den Regimentskommandeur ein immer größeres Häuflein sammelte. Freilich waren die Eskadronen nicht vollständig. Gar manche Lücke klaffte, als sich die

Digitized by Google

Husaren in Reih und Glied stellten, gar mancher Aufruf blieb unbeantwortet, als die Zugführer Namen auf Namen nannten. Die lagen dann irgendwo auf dem Kampffeld, tot oder verwundet, und den Krankenträgern blieb es vorbehalten, sie zu verbinden oder ihnen die letzte Ruhestätte zu bereiten, weit weg von der Heimat, auf russischem Boden.

Ein Rittmeister teilte die Züge neu ein und meldete dann: „Erste, zweite, dritte Eskadron zur Stelle! Vierundfünfzig Mann abwesend."

Der Oberst dankte. Er wußte wohl, was das Wort „abwesend" bedeutete. Tot oder verwundet. Gefangen war keiner, er kannte seine ungarischen Jungen. Die ließen sich eher in Stücke hauen, bevor sie sich den schmutzigen Steppenreitern ergaben. In dieser Beziehung brauchte er keine Sorge zu haben.

Und jetzt kamen auch schon die Kommandanten der fünften und sechsten Eskadron auf den Oberst zugeritten. Beide meldeten die Neuordnung der Verbände und die Anzahl der Fehlenden.

Wieder dankte der Oberst. Dann warf er einen Blick nach rechts rückwärts, wo sich die vierte Eskadron scheinbar mit der letzten Kraft gegen die Übermacht des Feindes wehrte und befahl: „Entwickelte Linie rechts! — Zweite Eskadron Offensivflanke links! — Erster Zug der dritten Eskadron macht die Geschütze und Maschinengewehre unbrauchbar!"

Ein leichter Wink mit dem Säbel, und alles wußte, wohin es ging, und daß es diesmal rasche Hilfe für die bedrängten Kameraden galt.

Im Nu schwenkte der erste Zug der dritten Eskadron aus der Einteilung, saß ab und machte sich an die befohlene Arbeit. Kurz darauf konnte der Oberst vor die Front der Eskadronen eilen und mit

Digitized by Google

weithin schallender Stimme sein Kommando geben: „Galopp!“

Wieder setzten sich die Pferdehufe in Bewegung, wieder raste man dem Feinde entgegen. In den Augen der Husaren, vom Obersten herab bis zum letzten Mann, stand helle Siegeszuversicht geschrieben.

Aber der Angriff war eine Minute zu spät angesetzt. Auf etwa fünfhundert Schritte war das Regiment an die Kämpfenden gelangt, als der Widerstand der vierten Eskadron zusammenbrach. Erst einzelne Reiter, dann ganze Schwärme lösten sich los und galoppierten zurück. Dann schlugen sie einen Bogen und suchten den Flügel des Regiments zu gewinnen, um an diesen anschließend von neuem auf die Kosaken losreiten zu können. Manchen von ihnen war vielleicht auch schon der Arm ganz lahm geworden vom langen Einhauen, sie konnten eben nicht mehr mit. Und gefangen geben wollte sich keiner.

„Marsch — marsch!“ brüllte der Oberst.

„Marsch — marsch!“ wiederholten die Rittmeister und Zugführer.

Der Oberst bearbeitete sein Pferd mit den Sporen, daß diesem das Blut an den Seiten herabrann und die Stiefel seines Reiters netzte, er umklammerte den Pallasch, als müsse er ihn im nächsten Augenblick in die Brust irgend eines Feindes stoßen, der seinen dummen lieben Leutnant bedrohte, dessen Vater er schon seit Kindesbeinen kannte. Er und der Vater Beregis, der im Süden eine Brigade gegen die Serben führte, waren schon in der Kadettenschule die besten Freunde geworden und waren es auch später geblieben.

Nach einer halben Minute war man am Feinde. Der wütende Kampf wogte nicht lange hin und her, bald war er entschieden. Nachdem sie sich erst in verschiedene Richtungen dem aussichtslosen Handgemenge

Digitized by Google

entzogen hatten, wandten sich die Kosaken zur wilden Flucht, verfolgt von den braunen Pußtasöhnen, an deren Spitze die Reiter der vierten Eskadron galoppierten.

„Regimentsruf — Appell!“

Nur schwer lösten sich die verfolgenden Honvedhusaren von den fliehenden Steppenreitern los und eilten auf den Kampfplatz zurück, wo der Oberst neben der Leiche des furchtbar zugerichteten Leutnants Beregi kniete, der noch im Tode den Schaft einer Kosakenlanze umkrampft hielt. Der Kopf des Offiziers war von einem Säbelhieb gespalten, die Brust von Lanzenstichen förmlich zerfleischt. Mindestens ein

halbes Dutzend mußten in sie eingedrungen sein.

Lange verharrte der Oberst in dieser Stellung, den Blick auf das wachsbleiche Gesicht des Leutnants gerichtet, dem er die Augen zugedrückt hatte. Müde er-

Digitized by Google

hob er sich. Vor ihm stand der älteste Rittmeister des Regiments mit gesenktem Säbel.

„Du wünschest?“ fragte der Oberst. Seine Stimme klang heiser.

„Melde gehorsamst, daß das Regiment abgeteilt ist. Vierzehn Offiziere und zweihundertachtzig Husaren fehlen. Von den Russen über tausend Mann auf dem Platz geblieben.“

„Danke!“ war die Antwort. Ein leises Zucken um die Mundwinkel begleitete sie. „Du bist jetzt mein Stellvertreter — nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Dann sei so liebenswürdig und lasse rasten. Teile Patrouillen ab und laß absuchen. Die Legitimationsblätter gib mir, die Verwundeten werde ich gleich zur Etappenstation senden. Und noch etwas: bitte, frag nach, wer den Beregi fallen sah. Er soll herkommen.“

„Zu Befehl!“

Einige Augenblicke später stand ein hochgewachsener Korporal vor dem Regimentskommandanten.

„Erzählen Sie mir über den Tod des Leutnants Beregi. Sie waren doch dabei?“

„Ich kann nicht viel erzählen, Herr Oberst,“ begann der Unteroffizier. „Nur soviel weiß ich, daß wir den Herrn Leutnant nach Kräften beschützten, meine Leute und ich. Wir wollten ihn aus dem Haufen herausdrängen, der ihm fürchterlich zusetzte, der Herr Leutnant wollte aber nicht. Sonst wären wir herausgekommen und hätten an das Regiment anschließen können. Schließlich mußten wir es auch ohne unseren Leutnant tun, weil wir abgedrängt wurden. Nur der Herr Leutnant verbiß sich in die Kosaken, die ihn endlich von allen Seiten umgaben. Mehr weiß ich nicht. Nur seine Stimme hörte ich noch lange.“

Digitized by Google

Der Oberst, der während des Berichts vor sich auf den Boden gesehen hatte, hob den Kopf. „Was rief er?“ fragte er.

„Ich gehe nicht zurück! Ich gehe nicht zurück!“ war die Antwort. „Er wiederholte immer dasselbe.“

„Sonst noch etwas?“

„Nein, Herr Oberst!“

Der Regimentskommandant nickte dem Husaren zu, ein feuchter Glanz war in seinen Augen. Dann wandte er sich ab und stieg wieder zu Pferde. Eben rückten die ersten Sanitätspatrouillen ab, um ihre Samariterpflicht an Freunden und Feinden zu erfüllen.

Die Sonne sah strahlend auf das vollbrachte Werk der tapferen Honvedhusaren, die in diesem Gefecht ihre Feuertaufe erhalten hatten. Sie übergoß auch die Gesichter der Toten mit einem versöhnenden Hauch und zauberte einen eigenartigen Schimmer von Selbstzufriedenheit auf die stillen Züge des Leutnants Beregi, der sein Versprechen mit dem Tode besiegelte, weil er das Wort „Zurückgehen“ aus seinem Wörterschatz gestrichen hatte. —

Das war bei Sokal und an dem Tage, an dem ein russischer General für die ungarischen Husaren das Wort von den „roten Teufeln“ prägte.

Digitized by Google

Weiße Nächte

Roman von Hans Becker

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Als sie mit ihrer Schwiegertochter allein war, sagte Marfa Balsanowa: „Meine liebe Asta, ich muß dich tadeln. Es tut mir leid, sehr leid, es aussprechen zu müssen: du hast dem Grafen zu lange deine Hand gelassen. Ich habe wohl bemerkt, wie Nikolai sich darüber erzürnte."

Asta antwortete nicht. Was sollte sie auch sagen? Daß sie dem Grafen ihre Hand nicht hätte entreißen können, daß nicht sie, sondern ihn ein Vorwurf träfe?

„Du bist verstockt, liebe Asta. Warum sprichst du nicht? Du darfst das nicht so leicht nehmen, es ist nicht das erste Mal, daß du dem Grafen Avancen machst. Olga hat mir erzählt —"

„Mama!" Asta schrie es heraus, so daß Frau Balsanowa erschrak und sich wie ein gescholtenes Schoßhündchen in ihren Sessel einkuschelte. „Mama, Sie beleidigen mich!"

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte laut; Tränen stahlen sich zwischen den Fingern hindurch.

Das war für die Mama ein bißchen zu viel. Sie hatte im Grunde ein weiches Herz, kam nur immer noch nicht darüber hinweg, daß Nikolai ihr eine Fremde ins Haus gebracht. Sie rappelte sich von ihrem Sitz auf und schlich zu Asta hin. Mit ihrer weißen, weichen, beringten Hand strich sie Asta über das Haar. „Nur nicht gleich so wild! Ich meine es doch gut! Hab' dich nur warnen wollen. Begreif doch, Seelchen, Sipjagin ist ein Don Juan, vor dem jede Frau auf der Hut sein muß. Bist freilich noch fremd hier, weißt noch nicht, wie man sich verhalten muß. Wirst noch

Digitized by Google

viel sehen und hören bei uns in Rußland." Sie seufzte, ließ den Kopf herabhängen, schien einige Augenblicke in Erinnerungen versunken. „Ja, ja — wenn man schön und jung ist!" setzte sie dann lächelnd hinzu.

Asta tat ihr Zureden wohl. Sie bereute, so heftig gewesen zu sein. Sie nahm die Hand der alten Frau, hielt sie ein Weilchen in der ihrigen, dann drückte sie einen Kuß darauf.

Marfa Balsanowa beugte sich herab und küßte sie auf die Stirn. „Wirst mich ja bald los — in ein paar Wochen schon. Ich gehe auf lange fort. Freust dich darüber? Sag nur die Wahrheit, ich weiß ja doch, daß es so ist."

„Aber, Mama —"

„Geh nur, wisch dir die häßlichen Tränen ab. Weinende Frauen sind nicht schön."

* * *

Olga Panowa stand in der Tür des Hotels, in dem sie während ihres Aufenthalts in Petersburg wohnte, in der Nähe des Simeonowschen Platzes, auf dem die Trabrennbahn liegt, als plötzlich ein schlanker junger Mann zu ihr trat, der nach ihr die Treppe heruntergekommen war.

Er berührte mit der Hand leicht seine Pelzmütze und fragte: „Wollen Sie in die Stadt, gnädige Frau? Soll ich Ihnen eine Droschke rufen?"

Sie sah ihn hochmütig an und antwortete frostig, wie man einem Diener antwortet: „Nicht nötig, ich gehe einige Schritte zu Fuß."

Was war er denn auch mehr als ein Dienender, dieser hochnäsige Amerikaner? Weil sie ihre Pferde selbst fuhr, glaubte er wohl sich ihr gleichgestellt? Die

Digitized by Google

Mütze hatte er auch wieder nicht vom Kopfe herunterbekommen. Ohne noch einmal zu ihm hinzusehen, ging sie über die Straße, konnte es jedoch nicht hindern, daß er neben ihr blieb.

Sie ärgerte sich darüber, so daß die Röte in ihrem Gesicht aufflammte, und wollte ihm eben bedeuten, daß sie ihren Weg allein finde, als er gelassen zu ihr sagte: „Verzeihen, gnädige Frau, hier in der Gegend treibt sich viel Gesindel umher. Wenn Sie also nicht fahren wollen, bleibe ich in Ihrer Nähe."

Sie würdigte ihn keiner Antwort.

„Das Hotel hier paßt auch nicht recht für eine Dame," fuhr er fort. „Aber ich begreife, gnädige Frau wollen in der Nähe der Pferde sein. Ist ja auch der Grund, weshalb ich hier wohne, sonst —"

Olga kochte vor Wut, sie hätte ihm so gern eine Grobheit gesagt. Der Anlaß aber fehlte dazu. Er war ihr von Sipjagin in aller Form vorgestellt worden. Sie hatten auch daheim ab und zu ein paar Worte miteinander gesprochen, denn die bevorstehenden Rennen, die Pferde boten Anlaß genug dazu, aber sie hatte nach und nach angefangen, den Menschen zu hassen.

Wenn sie offen gegen sich sein sollte, mußte sie bekennen, daß sie diesen Mister Roberts fürchtete. Ihr Lebensunterhalt hing von den Rennen ab, und da war plötzlich einer aufgetaucht, der ihr die Siege streitig machen wollte. Noch etwas: der Mensch sah so vornehm aus, wie es sich für einen, der doch nicht viel mehr war wie ein besserer Kutscher, nicht schickte. Daß er ein schöner Mann war, ließ sich freilich ja nicht übersehen. Sie, die schon beim Anblick eines schöngebauten Pferdes in Verzückung geriet, konnte nicht blind dafür sein. Schlank, sehnig, auf den kräftigen

Digitized by Google

Schultern ein kleiner Kopf mit lebhaften Augen, das bartlose Gesicht von der frischen Luft selbst im Winter leicht gebräunt — ein Mann, an dem sie unter anderen Verhältnissen schon hätte Gefallen finden können.

Sie rümpfte die Nase: für sie durfte er nichts anderes sein als ein Angestellter. Nur danach durfte sie ihn bewerten, ob er seine Sache gut oder schlecht verstand, ob er Aussicht hatte, gegen sie aufzukommen.

Und jetzt hätte sie fast gelacht. Der Graf hatte ihr einen Antrag gemacht, und sie beschäftigte sich in Gedanken damit, daß sein Fahrer ein schöner Kerl sei!

Aber diese Betrachtungen ließen sie plötzlich etwas nachgiebiger denken. Und als er jetzt etwas sagte, horchte sie hin.

„Sie sollten sich doch eine andere Wohnung nehmen, das Hotel paßt wirklich nicht für Sie, gnädige Frau! — Es wohnen da so allerlei Menschen, die —"

Sie kämpfte noch kurz mit ihrem Unmut, dann antwortete sie: „Ich fürchte mich nicht. Das Hotel liegt für mich bequem."

„Gewiß, das begreife ich. Aus diesem Grund allein sehe auch ich über die sonstigen Mängel hinweg. Aber für eine Dame! Wenn ich zu befehlen hätte, müßten Sie noch heute heraus."

„Sie haben aber nicht zu befehlen!" Der Ärger hatte sie wieder erfaßt. „Ich begreife überhaupt nicht, was Sie sich herausnehmen. Ich werde mich bei Ihrem Herrn beklagen, daß Sie mich belästigen. Gehen Sie Ihrer Wege!"

Er blieb stehen. Es schien ihn nicht im geringsten zu erregen, was sie gesagt hatte.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, sobald Sie sich eine Droschke genommen haben."

„Unausstehlich!"

Digitized by Google

Als er einen Schlitten heranrief, stieg sie aber doch ein, sagte auch nichts, als er ihr dabei behilflich war. Im Augenblick war sie mehr auf sich selbst böse als auf ihn, weil sie wie ein junges Gänschen mit einer Beschwerde gedroht hatte. Sie erschien sich kindisch diesem Menschen gegenüber.

Der Kutscher, der erwartete, daß der Herr auch einsteigen würde, fuhr nicht sofort ab.

„Der Mann hat ein gutes Herz, er will auch mich mitnehmen," sagte Roberts lächelnd. „Gnädige Frau denken doch natürlich gar nicht daran, das zu erlauben?"

Sie antwortete nicht.

Da rief er dem Kutscher zu: „Weiter!" und verbeugte sich, als der Schlitten sich in Bewegung setzte. Seine Mütze berührte er jedoch wieder nur mit der Hand, ohne sie abzunehmen.

Eine Weile stand er noch und sah ihr nach, dann wendete er sich um und ging dem Rennplatze zu.

Er lächelte vor sich hin. Was er getan, wie er mit ihr gesprochen, tat ihm auch nicht einen Augenblick leid. Er konnte einfach nicht anders. Die Frau reizte ihn mit der Art, wie sie ihn behandelte. Mochte sie sich beim Grafen beklagen. Er pfiff auf den Grafen, alle großen Rennstallbesitzer streckten die Hände nach ihm aus.

Was er ihr da alles vorgeschwatzt, hatte er nur gesagt, um sie zu ärgern, um sie zu zwingen, ihren Hochmut fahren zu lassen. Er wollte sie lehren, daß er nicht über sich hinwegsehen ließ. Sie sollte schon noch sehen, wo sie mit ihrer Fahrerei blieb!

Er rückte unwillig an seiner Mütze, die sich ein wenig verschoben hatte, als er Olga Panowa in den Schlitten geholfen. Ganz nahe war er ihr mit seinem Gesicht gekommen, glaubte noch den Duft zu spüren,

Digitized by Google

der ihm von ihr entgegengeweht war — aus ihren Kleidern, von ihrem Körper.

„Narr, verrennst du dich schon wieder!“ brummte er vor sich hin.

Als er die Stallungen erreicht hatte, fand er keinen seiner Leute. Alle waren zum Essen gelaufen, nur ein Junge, ein halber Idiot, der Sohn eines Knechts, den man bei den Ställen zu kleinen Handreichungen duldete, saß vor dem Eingang.

Roberts wollte an ihm vorbei. Da streckte der Junge die Hand aus, faßte nach seinem Pelz und zeigte ihm einen zerknitterten Rubelschein. „Man darf jetzt nicht hinein, ich soll aufpassen. Hier — das hat er mir geschenkt.“

Roberts schüttelte ihn ab, öffnete die Stalltüre und trat ein.

Es war ziemlich dunkel in den Räumen. Trotzdem sah Roberts, daß sich im Gang vor ihm eine Gestalt bewegte, in der Richtung, wo der „Trajan“ stand.

An den durfte niemand heran, der stand in einer verschlossenen Box, zu der nur er den Schlüssel hatte. In seiner Gegenwart mußte das Tier gefüttert und getränkt werden.

Die schleichende Gestalt vor ihm hatte eben Trajans Box erreicht, blieb stehen und lockte das Pferd mit vorgestreckter Hand und schnalzender Zunge an das Gitter.

Mit ein paar Sätzen war Roberts hinter dem Menschen und packte ihn am Genick. „Schuft, was suchst du hier?“

Der Angegriffene zuckte zusammen, seiner Hand entfiel klirrend eine kleine Schere, und Roberts erkannte den alten Marosow, Olgas Pferdewärter.

Nicht einen Augenblick war er im Zweifel, welche

Digitized by Google

Absichten den hierhergeführt: das Pferd hatte er verletzen wollen, damit es untauglich für das Rennen würde.

Der Alte schwieg verstockt, er suchte mit seinen muskulösen Armen sich von Roberts loszureißen.

Ein kurzes, stummes Ringen, dann hatte ihn der Amerikaner in die Knie gedrückt. Da streifte Roberts' Blick das Gesicht seines Gegners. Der starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an, mit Augen, in denen keine Furcht lag, nur demütige Ergebung.

Roberts ließ die Hand sinken. Aus diesen Augen sprach die Treue eines Hundes, der sich für seinen Herrn töten läßt. Wie ein Blitz ging es ihm durch den Kopf: nicht für sich hatte der alte Mann sündigen wollen, nur aus Liebe zu seiner Herrin war er bereit, zum Verbrecher zu werden.

Mit von der Erregung heiserer Stimme schrie er ihn an: „Fort — laß dich nicht mehr vor mir blicken! Wenn ich dich wieder hier treffe, peitsche ich dich hinaus!"

„Herr —"

Roberts hatte sich abgewendet. „Hinaus — kein Wort weiter! Den Galgen hast du verdient!"

„Herr —"

Das Wort, ganz leise ausgesprochen und doch so viel enthaltend, eine ganze Beichte, rührte Roberts. „Weiß deine Herrin —"

„Herr, das dürfen Sie nicht aussprechen, nicht einmal denken dürfen Sie das. Meine Herrin —" Er bekreuzigte sich. „Schlagen Sie mich tot, ich hab' es verdient, aber wischen Sie den Gedanken aus: meine Herrin —" Dicke Tränen rollten ihm über die Backen. „Meine Herrin! Ich konnt' es nicht mehr mitansehen, sie sorgt sich so. — Nichts sagen, Herr, kein Wort sagen!

Digitized by Google

Sie jagt mich fort, sie macht sich unglücklich, ich bin ihr ja so nötig!“

Roberts wendete sich ab. „Mach, daß du fortkommst! Ich werde schweigen.“

Der Alte taumelte davon. Roberts schloß die Box auf und trat zu dem Pferde, das schon vorher, als es ihn erkannt, hell aufgewiehert hatte und ihm jetzt den Kopf entgegenstreckte, mit der Nase nach seiner Hand schnüffelnd.

„Hier nimm!“ Er hielt ihm ein Stück Zucker hin, schnell noch eines. Dann bückte er sich und strich ihm fest an den vier Beinen herunter. Das Tier hielt ruhig still — es war alles in Ordnung. Er war zur rechten Zeit, wenn auch im letzten Augenblick, gekommen. „Alter Kerl, mußt nicht hingehen, wenn dich ein Fremder lockt! Du weißt doch, Zucker gibt's nur von mir!“ Er schlang den Arm um den Hals des Pferdes: „Wir beide — in drei Tagen, dann wollen wir ihnen beweisen, was wir können!“

Die Leute kamen zurück.

„Hier vor der Box hat von jetzt an Tag und Nacht eine Wache zu sitzen,“ befahl Roberts. „Alle drei Stunden wird abgelöst!“

Er ließ Trajan Futter vorlegen, schloß die Box wieder ab und verließ den Stall.

* * *

Die Rennen hatten begonnen. Dreimal in der Woche liefen die Traber über die Bahn. Die Logen blieben jedoch leer, denn die Gesellschaft hielt sich noch fern; man sparte sich den Besuch für den Tag auf, an dem Olga Panowa ihre Pferde laufen lassen würde.

Der Stall Sipjagins hatte einige Siege zu verzeichnen gehabt, keine wichtigen Preise, trotzdem waren

Digitized by Google

die Besucher der unteren Plätze, die Matadore des Totalisators, auf den „Neuen“ aufmerksam geworden. Mit dem mußte man rechnen. — Wer weiß, vielleicht schlägt er die Panowa?

Darüber wurde heftig gestritten, als der Tag, an dem der „Große Preis“ auf dem Programm stand, gekommen war.

Ein herrlicher, klarer Wintertag mit blauem Himmel und glänzender Sonne, die in die Logen hineinflutete, die kostbaren Pelze, die eleganten Hüte, die schönen Gesichter überstrahlte.

In der großen Mitgliederloge saß Asta Balsanowa, ein wenig vereinsamt im Augenblick. Nikolai war noch einmal nach den Stallungen hinuntergelaufen, irgend etwas hatte er noch anzuordnen, mit Olga etwas zu besprechen; die Damen umringten soeben den Grafen Sipjagin, um ihn auszuforschen, ob Olga Panowa oder sein Amerikaner, von dem das Gerücht bis zu ihnen gedrungen war, siegen würde.

Sipjagin hob die Schultern: „Ich hoffe, ich hoffe —“

„Was hoffen Sie, Graf?“

„Mein Amerikaner wird gewinnen!“

„Pfui, wie ungalant! Sie wollen eine Dame besiegen?“

Er legte die Hand auf das Herz. „Wie gern besiege ich Damen!“ Dabei schielte er nach Asta hin, und als seine Quälgeister von ihm abließen, um den Logenschließer an den Totalisator zu schicken, näherte er sich ihr. „Wie denken Gnädige darüber?“

„Ich wünsche“ — Asta wollte sagen, daß Olga Panowa geschlagen werde, sie erwiderte aber: „Ich wünsche Madame Panowa Glück.“

„Oh — ich hatte gehofft auf ein bißchen Interesse für mich, ein Fünkchen —“

Digitized by Google

„Doch, doch — aber ich darf doch nicht! Wie soll ich einer Mitschwester wünschen, daß sie in ihren Hoffnungen betrogen wird?“

Asta verkehrte mit Sipjagin ganz freimütig, ohne jenes Gefühl der Zaghaftigkeit, das sie bisher empfunden. Nikolai hatte ihr gesagt, als sie ihm die Szene mit seiner Mutter wegen des Grafen zu langem Handkuß erzählt: „Ach Mama! Sie meint es nicht so. Der Graf ist ganz harmlos. Ein bißchen Spaßmacher, ein bißchen alter Geck — ich bin wirklich nicht eifersüchtig auf ihn. Er macht auch Olga stark die Kur, möchte sie gern heiraten, Olga will aber nicht.“

Von Olga Panowa hörte Asta ihren Mann nicht gern sprechen. Als sie vorher dem Grafen antworten wollte, daß sie ihm den Sieg wünsche, wäre ihr das von Herzen gekommen, für Olga Panowa hatte sie sich den Glückwunsch abringen müssen. Die Mama hätte gar nicht nötig gehabt, höhnische Bemerkungen zu machen. Asta hatte schon selbst begriffen, daß die Panowa Nikolai gern hatte, daß sie immer wieder einen Vorwand fand, um ihn mitzuschleppen. Sie war eifersüchtig; Olgas Verkehr mit Nikolai erschien ihr oft zu intim. Sie hatte auch angefangen, ihren Mann zu beobachten, wenn er mit Olga zusammen war.

In kurzen Augenblicken waren diese Gedanken durch ihren Kopf gehuscht, hatten nicht länger gebraucht, als Graf Sipjagin nötig hatte, um eine Erwiderung auf ihre letzten Worte zu finden. Gerade als Asta sich wieder in die Gegenwart zurückfand, hörte sie ihn sagen: „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich auf den rechten Weg zurückgeführt. Ich will gleich hingehen und meinem Fahrer ein Wort zuflüstern —“ Er unterbrach sich, horchte auf. „Schade, schade — das Schicksal

Digitized by Google

will es nicht, die Glocke ertönt schon, das Ereignis des Tages kommt an die Reihe!"

Erst liefen drei Pferde nacheinander, denen man jedoch wie den schon vorausgegangenen Prüfungen wenig Beachtung schenkte — wenigstens in den Logen nicht, obgleich das eine recht gut abschnitt.

Jetzt fuhr Mister Roberts mit Trajan zum Start auf. Ein Glockenzeichen — er passierte die Schnur.

Im Publikum war Totenstille eingetreten, die Augen aller waren auf die Bahn gerichtet, nur ab und zu ein Blick auf die Rennuhr in der Hand.

Mit der Regelmäßigkeit einer Maschine ging der schöne Rappe über die glänzende Schneebahn, wie aus Stein gemeißelt saß sein Lenker auf dem kleinen Schlitten — ohne die leiseste Bewegung, ohne Zuruf. Eine gespensterhafte Erscheinung, die sich bei der fliegenden Fahrt in der glitzernden Sonne mit den Augen nicht festhalten ließ.

Als Roberts an den Tribünen vorüberkam, konnten sich einige Vorlaute eines lauten „Bravo — bravo!" nicht enthalten. Aber das ging ungehört vorüber, die Spannung war zu stark, niemand achtete darauf. Ein heller Jubel brach jedoch auf den unteren Plätzen los, als Trajan durch das Ziel schoß — ein Zeichen, daß eine große Anzahl Wettender Olga Panowa untreu geworden, ihr Vertrauen dem „Neuen" geschenkt hatten.

Um achtzehn Sekunden hatte Roberts das bisher beste Pferd geschlagen, um zwölf Sekunden die normale Zeit hinter sich gelassen.

Ein paar Längen fuhr er noch vorwärts, wendete und ließ Trajan im Schritt zurückgehen. Stalljungen stürzten herbei und warfen dem Pferde die Decken über.

Es blieb nicht viel Zeit zu Meinungsaustausch, die

Digitized by Google

Glocke ertönte schon wieder, Olga Panowa lenkte ihren Astyages in die Bahn.

Die Damen in den Logen beugten sich weit über die Brüstungen, die Herren hoben ihre Renngläser an die Augen. Eine Sekunde dachte man nicht daran, daß es kaum noch eine Möglichkeit des Sieges gab, man sah nur auf die schöne, eigenartige Frau.

Olga Panowa sah prachtvoll aus. Der dunkelblaue Kutscherrock umschloß eng ihre schlanke Gestalt, ließ die schönen Formen ihres Körpers deutlich erkennen. Die schmalen, in hohen gelbledernen Stiefeln steckenden Füße waren gegen die vordere Schlittenwand gestemmt, die Arme bis zur halben Gesichtshöhe gehoben. Sie erschien wie ein Bild vollkommen beherrschter Ruhe. Und doch — fast gleichzeitig ließen Graf Sipjagin und Nikolai Balsanow ihre Gläser sinken und blickten sich an; sie hatten beide deutlich erkannt — die Frau war totenbleich.

Die erste Runde ging glatt vorüber, man konnte auf der Rennuhr sogar einen Schnelligkeitsvorteil, wenn auch nicht Roberts gegenüber, feststellen. Wenigstens den zweiten Platz würde sie herausholen.

Da — ganz plötzlich — fing Astyages an nachzulassen. Durch die Gläser, auch mit unbewaffneten Augen, konnte man sehen, daß die Fahrerin unruhig wurde, die Zügel in ihren Händen zu schwanken schienen.

Im gleichen Augenblick ließ sich die Stimme des Richters, der die verbotenen Galoppsprünge zählte, vernehmen: „Eins, zwei —"

Es war noch glimpflich abgegangen, Olga Panowa schien ihr Pferd schon wieder in der Hand zu haben, eine halbe Runde flog Astyages wie ein Pfeil vorwärts.

Da von neuem: „Eins, zwei, drei, vier."

Gleich hinterher die Glocke des Richters, schrill die

Digitized by Google

Luft durchschneidend und Olga Panowa verkündend, daß die Anzahl Galoppsprünge überschritten sei, daß sie für heute verspielt habe.

Man sah Olga ihr Pferd wenden, von der Bahn abbiegen, hinten herum den Stallungen zufahren. In den unteren Räumen stürzten die Gewinner an die Kassen, die weniger Glücklichen warfen fluchend ihre Billette fort. „Dummes Weib! Einen so hereinzulegen!" In den Logen rüstete man sich zu schnellem Aufbruche.

Es war merklich kälter geworden, die Sonne stand schon tief, man fröstelte trotz des heißen Tees, der vorher serviert worden war. An den Champagner, den Graf Sipjagin zur Feier seines Sieges schnell herumreichen ließ, nippten die Damen nur, die Herren leerten hastig ihre Gläser. Man kam sich plötzlich wie bei einer Totenfeier vor, alle Munterkeit war verschwunden, kein lautes Wort wurde gesprochen.

Auch daß jetzt auf den Wunsch der Damen hin der Amerikaner in der Loge erschien, machte nicht mehr den richtigen Eindruck. Man fror, sehnte sich nach warmen Zimmern.

„Wollen Gnädige mir die Ehre geben?"

Graf Sipjagin war zu Asta getreten, die noch auf ihrem Platze saß, da Nikolai mit der kurzen Entschuldigung, er müsse Olga mit ein paar Worten trösten, davongerannt war.

Sie hatte träumerisch über die jetzt still gewordene Bahn geblickt, sich nicht darum gekümmert, was um sie herum vorging. Erst die Worte des Grafen erweckten sie.

Er hatte von dem Tablett des neben ihm stehenden Dieners ein Glas Champagner genommen und reichte es ihr hin. „Ich bitte um die Gnade," sagte er verbindlich.

Asta nahm mechanisch das Sektglas und wandte sich

Digitized by Google

dabei dem Grafen zu. Im gleichen Augenblick entfiel das Glas ihrer Hand, die Scherben klirrten am Boden — sie hatte ein Gespenst gesehen. Dort, einige Schritte von ihr, stand ihr Bruder Robert!

Sie wollte schon aufschreien: „Robert — Robert!“ Da brachte Graf Sipjagin, der für den kleinen Unfall nur ein „Oh, oh“ gehabt, schon ein anderes Glas genommen hatte und ihr hinhielt, sie wieder zu sich. Sie sah nur noch, wie der Amerikaner die Loge wieder verließ. Hatte sie sich getäuscht? War das überhaupt möglich? Hatte eine Ähnlichkeit sie verwirrt?

Nikolai kam zurück. „Komm, Herzchen, wir wollen nach Hause. Die arme Olga! Der Verlust des Preises bedeutet viel für sie. Sie behauptet, daß der Astyages das bessere Pferd sei, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Mir tut sie sehr leid, aber ich begreife nicht, wie sie so etwas sagen kann. Die Sache liegt doch sehr einfach. Sipjagins Fahrer war ruhig, Olga aufgeregt.“ Als sie die Treppe, die von der Loge zum Ausgang der Tribünen führte, hinuntergingen, fügte er hinzu: „Ich habe Olga aufgefordert, zu uns zu Tisch zu kommen. Sie will aber nicht. Ich fahre nachher noch zu ihr, denn man kann sie doch jetzt nicht so allein lassen.“

Sie saßen schon im Schlitten. Asta kämpfte mit sich, plötzlich fragte sie: „Soll ich mitkommen zu Olga?“

Sie hatte diese Frage fast willenlos an ihren Mann gerichtet, von einem Gefühl getrieben, das ihr zuflüsterte, Nikolai dürfe nicht immer allein mit Olga sein. Sie wollte sich auch nicht eingestehen, daß sie eifersüchtig war, und mußte doch erkennen, daß es sie in Verzweiflung brachte, ihren Mann bei Olga zu wissen.

„Du willst mit? Aber ich bitte dich, das hat doch

Digitized by Google

keinen Zweck. Ich bleibe nicht lange. Du mußt dich jetzt ausruhen, damit du am Abend frisch bist."

Mit so bedeutungslosen Phrasen suchte er sie abzuspeisen. Begriff er denn nicht, was sie fühlen mußte, wenn er sie, seine Frau, immer und immer wieder zurücksetzte, ihr so deutlich zeigte, daß sie ihm weniger galt als die andere! Einige Worte Marfa Balsanowas fielen ihr wieder ein, auf die sie anfangs kaum geachtet, sondern mit den anderen Spitzfindigkeiten der alten Dame so hingenommen hatte: „Eine kluge Frau läßt ihren Mann nicht immer allein mit schönen Frauen gehen. Du mußt vorsichtiger sein!" hatte sie gesagt.

Nun war Asta plötzlich klar, daß sie sich zu nachgiebig gezeigt, immer zu ruhig hingenommen hatte, was Nikolai tat. Sie fühlte sich aufs tiefste verletzt, Zorn stieg in ihr auf. Sie wollte nicht mehr das gutmütige Schaf sein, sie wollte ihr Recht haben.

„Ich werde dich aber doch begleiten!" erklärte sie bestimmt.

Nikolai sah sie erstaunt an. Ohne gleich ganz zu erkennen, was die sanfte Asta mit einem Male so energisch machte, fing er doch an herauszufühlen, daß sie auf Olga eifersüchtig war. Sie wollte ihn in seiner Freiheit beschränken.

„Das hat keinen Zweck," sagte er ärgerlich. „Ich muß mit Olga allein sprechen, du bist dabei ganz überflüssig. Das Hotel, in dem sie wohnt, ist auch nicht danach, um dich mitzunehmen."

„Aber Olga wohnt doch dort!"

Nikolai empfand, daß seine Ausrede ein wenig dumm gewesen war, und er suchte nach Beschönigung. „Ach — Olga! Der wird niemand zu nahe treten, dazu steht sie zu fest auf beiden Füßen. Übrigens zieht sie auch aus, ihr paßt es nicht, daß Sipjagins Fahrer auch

Digitized by Google

dort wohnt. Sie will den Menschen nicht immer vor Augen haben."

Die Erinnerung an den Amerikaner, der eine so auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Bruder Robert hatte, löschte aus, was sie eben noch so erregt. Ihre Gedanken flogen zu dem Augenblick zurück, als dieser Mister Roberts in ihrer Nähe gestanden. Mit aller Gewalt drängte sich ihr plötzlich auf, daß sie sich doch nicht getäuscht haben konnte, daß es doch ihr Bruder war.

Er hatte sich nicht zu erkennen gegeben, aber dafür gab es hundert Gründe. Er hatte sie vielleicht gar nicht erkannt oder war im Zweifel gewesen. Er konnte doch gar nicht wissen, daß sie hier in Rußland verheiratet war. Oder er wußte es und schämte sich vor der vornehmen Gesellschaft, glaubte kein Recht zu haben, vor aller Welt zu erklären: Hier diese vornehme Dame ist die Schwester eines Rennfahrers, eines Menschen, der in den Augen der Gesellschaft als ein Diener, ein Kutscher gilt.

Das alles wirbelte in ihrem Kopf herum. Sie machte Pläne über Pläne, wie sie diesen Roberts nochmals zu sehen bekommen könnte, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht doch getäuscht. Es erschien ihr unmöglich, in diesem Zweifel weiterzuleben.

Auf ihres Mannes letzten Einwand antwortete sie nicht, sagte auch nichts, als er gleich nach Tisch fortging.

„Fahre nur allein ins Marientheater," sagte er kurz. „Hier hast du die Eintrittskarte. Oder soll ich sie dem Diener geben?"

Auf ihr Kopfschütteln war er rasch hinausgegangen, war aber schon auf seinem Platze im Theater, als Asta kam.

Während der Vorstellung hatte sie kaum einen Blick für das, was auf der Bühne vorging, ihre Augen

Digitized by Google

wanderten unausgesetzt durch den Zuschauerraum. Vielleicht war ihr Bruder anwesend.

Sie empfand es anfangs als eine starke Belästigung, daß während der Pause Graf Sipjagin in die Loge kam und ihr von der Ballerina, der göttlichen Alexandrowa, vorschwärmte. Einmal sogar sagte er: „Unvergleichlich ist sie! Oder doch — noch eine Frau kenne ich, für die ich mich ebenso begeistern könnte."

War das auch „Landessitte", wie die Mama zu sagen pflegte, wenn sich Asta durch etwas fremd berührt fühlte, daß die Herren so unzweideutig verheirateten Frauen den Hof machten? Sie hörte gar nicht auf das, was der Graf sonst noch sprach, aber sie sah den alten Gecken plötzlich mit anderen Augen an. Er war ja täglich mit jenem Mister Roberts zusammen. Sie hätte so gern gefragt: Wissen Sie Genaueres über Ihren Amerikaner? Heißt er wirklich Roberts? Stammt er nicht vielleicht aus Berlin? Aber sie begriff, daß eine solche Frage für sie zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Ihr Herz schlug wie toll, als der Graf plötzlich von den heutigen Rennen anfing. „Famos war mein Amerikaner — was?" Dann beugte er sich näher: „Ihnen darf ich es ja eingestehen: ich glaube, er ist kein echter Amerikaner, scheint mir eher ein Deutscher, jedenfalls ein Mann von Bildung und Erziehung, ein bißchen entgleist, aber er versteht seine Sache besser als die echten amerikanischen Fahrer."

Da stand es fest bei ihr, jetzt konnte sie nicht mehr zweifeln: Dieser Mister Roberts war ihr Bruder.

* * *

Am anderen Tage hatte Asta einen Entschluß gefaßt: Sie wollte den Amerikaner aufsuchen. So kühn erschien ihr die Idee, daß sie einige Minuten ganz starr

Digitized by Google

saß und darüber grübelte, woher sie den Mut genommen, an so etwas auch nur zu denken. Es kam ihr plötzlich wieder ganz unausführbar vor. In solch ein gewöhnliches Hotel sollte sie gehen — allein, ohne ihren Mann?

Noch ein anderer Gedanke trat dazwischen: Wenn sie gesehen wurde? Olga Panowa wohnte ja im gleichen Hotel!

Nun, darüber ließ sich hinwegkommen. Wenn es wirklich Robert war, durfte sie es sowieso ihrem Mann nicht verschweigen, dann war es also auch gleichgültig, wenn Olga sie sah.

Aber wenn es nun doch ein Fremder war? Was würde man von ihr denken? Kein Mensch würde ihr glauben, einstimmig würden alle erklären, daß sie dem hübschen Fahrer nachgelaufen sei.

Sie hatte die Gesellschaft hier schon genügend kennen gelernt, um so etwas fürchten zu müssen. Es gab Frauen — Marfa Balsanowa hatte ihr schon nette Geschichten erzählt, wenn sie einmal in guter Laune war, mit heimlichem Lachen ihr diese und jene genannt. Die Schwiegermama wühlte mit Vorliebe in solchen Erinnerungen.

Es blieb also wohl nichts übrig, sie mußte zu ihrem Manne gehen und ihm alles erzählen.

Aber davon hielt sie wieder die Scham ab. — Wenn es nicht Robert war, warum die alte Geschichte unnütz aufwühlen? Sie konnte doch nicht wissen, wie Nikolai es aufnahm — ein aus dem Hause gejagter Bruder, von dem sie vorher nicht gesprochen, den sie für tot erklärt!

Sie mußte also wohl doch ihren Weg allein gehen, wenigstens einen Versuch machen.

Sie rief die Zofe und befahl, Pelz und Hut zu bringen — nicht den Zobelpelz, den einfachen Karakulpaletot und die Mütze dazu. Sie wollte auch nicht

Digitized by Google

mit ihren Pferden fahren, sondern ein Stück zu Fuß gehen und dann erst eine Droschke nehmen. Sie wurde rot dabei, als sie das überdachte, denn sie war an Heimlichkeiten, an Unwahrheiten nicht gewöhnt.

Auf der Straße ging sie erst planlos geradeaus. Wenn sie auch genügend Russisch verstand, um einem Droschkenkutscher klarzumachen, wohin er sie fahren sollte, so wußte sie doch den Namen der Straße nicht. Nur daß diese in der Nähe der Trabrennbahn lag, wußte sie.

Sie wollte zunächst auch nicht ins Hotel gehen, sondern erst versuchen, ob sie Robert nicht vielleicht auf der Straße träfe.

Sie hatte den Newskyprospekt erreicht. An der Ecke der großen Morskaja bestieg sie eine Droschke. „Nach der Trabrennbahn!“ sagte sie dem Kutscher.

Das kleine Pferdchen, das vor den Schlitten gespannt war, schien froh zu sein, bei der Kälte nicht länger stehen zu müssen, es lief wie ein Rennpferd. Ganz unwillkürlich kam Asta dieser Vergleich, sie ertappte sich dabei, daß in ihrem Kopfe seit dem vergangenen Tage nur Rennpferde und Rennfahrer herumspukten.

Der Gedanke ließ ein leises Lächeln auf ihrem Gesicht erscheinen. Nie in ihrem Leben hatte sie sich vorgestellt, daß sie einmal fern von der Heimat, in einer fremden Stadt heimliche Wege machen würde, um einem Menschen nachzuspüren, der mit solchen Dingen zu tun hatte.

Als sie die Tribünen vor sich aufragen sah, ließ sie halten und stieg aus. Ohne bestimmtes Ziel wanderte sie dahin. Das Hotel glaubte sie kaum noch wiederfinden zu können, nur flüchtig hatte sie ja das Haus im Vorüberfahren gesehen, aber dessen bedurfte es auch

Digitized by Google

nicht. Sie wollte nicht eintreten, das hatte sie während der Fahrt von neuem beschlossen, nur hier in der Gegend umherlaufen, sich auf den Zufall verlassen.

Sie wurde aber bald mutlos, als sich der, den sie suchte, nicht zeigte. Sie fing an zu frieren, sah sich nach einer Droschke um. Was sollte sie hier noch, sie konnte doch nicht stundenlang von Hause fortbleiben, sie mußte unverrichteter Sache zurück!

Gerade sich gegenüber sah sie einige Schlitten stehen. Auf diese ging sie zu. Die Kutscher hatten sie bemerkt, waren von ihren Sitzen heruntergeklettert und umringten sie. Die Pelzmützen in der Hand, riefen und lärmten sie und flehten sie an: „Nehmen Sie mich, Herrin. Mein Pferdchen läuft gut. Meine Pelzdecke ist warm."

Sie wollte gerade in den zunächststehenden steigen, als ihr Blick plötzlich auf das Hotel fiel, das Nikolai ihr am Tage vorher gezeigt hatte, auf das Hotel, in dem Olga Panowa und Mister Roberts wohnten.

Asta nahm es jetzt für keinen Zufall mehr, daß sich in diesem Augenblick dem Hause ein hochgewachsener Herr näherte, in dem sie sofort jenen Mister Roberts erkannte.

Der Amerikaner hatte sie gesehen und kam rasch auf sie zu.

Einige Sekunden standen sie und sahen sich schweigend an. Dann nahm er ihre Hand und sagte: „Komm mit ins Haus, Asta. Du siehst ja ganz erfroren aus."

Als ob sie nicht jahrelang getrennt gewesen, als ob sie ihn nicht längst zu den Toten gerechnet hätte — es klang so wie ehemals, wenn sie von der Eisbahn nach Hause gegangen waren. Einen Augenblick glaubte sie sogar, das Klirren der Schlittschuhe zu hören, die sie

Digitized by Google

über den Arm gehängt trug, wenn sie neben dem Bruder her durch den Tiergarten wanderte.

Sie folgte ihm wortlos.

Es war ein einfach eingerichtetes Zimmer, in das er sie führte: ein mit rotem Rips überzogenes Sofa, einige helle Wiener Rohrstühle, ein runder Tisch, ein Schrank, hinter einer Holzwand, die einen Teil des Raumes abschloß, die eiserne Bettstelle.

Robert sah, daß Astas Augen ängstlich umherwanderten. „Sieh dich nur nicht viel um, es ist nicht besonders elegant hier; aber für die kurze Zeit liegt mir die Bude bequem."

Es tat ihr weh, ihn so sprechen zu hören. Sie glaubte ihm ein Wort des Bedauerns sagen zu müssen, daß es so traurig bei ihm aussähe, sie kam aber nicht dazu.

Er trat dicht an sie heran: „Laß dich einmal ordentlich ansehen!" sagte er weich.

Da sah die durch Luxus verwöhnte Frau die dürftige Umgebung nicht mehr, schlang ihre Arme um seinen Hals und preßte ihren Kopf an seine Schulter. Erst jetzt war ihr zum vollen Bewußtsein gekommen, daß sie sich noch nicht einmal ordentlich begrüßt hatten.

Er küßte sie sanft auf die Stirne, nahm ihre Hände von seinen Schultern und führte sie zum Sofa: „So, setz dich her zu mir und erzähl, wie es dir gegangen ist. Was macht Mama?"

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. „Warum hast du nie etwas von dir hören lassen?"

„Du darfst nicht so fragen, Asta. Du kennst mich doch — ich kann nicht betteln. Vater ist tot — ich weiß es."

„Mama hat so viel um dich geweint, immer gehofft, daß du kommen würdest. Ich aber — ich habe dich für

Digitized by Google

tot gehalten. Konnte ich etwas anderes denken? Es erſchien mir unmöglich, daß du dein Elternhaus, die Mutter ſo ganz vergeſſen hätteſt."

Er ſah vor ſich hin, ſtand auf und ging im Zimmer umher. Dann blieb er wieder vor ihr ſtehen. „Kleine Aſta, du weißt nicht, was das Leben aus einem machen kann. Man wird hart. Alles, was man geliebt, verehrt hat, ſchwindet, erſcheint wie ein Märchen, wie Unwahres. Man kann ſich nicht mehr erinnern, daß man auch einmal ſo — wie ſoll ich es nennen — ſo kindlich, ſo zärtlich gefühlt hat. Man kennt keine andere Sorge als die, nicht verhungern zu müſſen. Trotzdem, ich habe nichts verſäumt, ich habe beim deutſchen Konſulat in Cincinnati meine Adreſſe hinterlegt, für den Fall, daß man mich ſuchte, mich riefe. Es iſt nicht geſchehen, man hat mich nicht gerufen, man hat nicht geſucht. Da habe ich aufgehört, zurückzudenken. Die ſchlimmſte Zeit hat nicht allzulange gedauert, ſonſt wäre ich wohl vor die Hunde gegangen. Ein Freund, noch vom Gymnaſium her — du kennſt ihn nicht, er iſt nie zu uns ins Haus gekommen —, gab mir einen Brief an ſeine Verwandten im Staate Ohio mit. Dorthin bin ich gegangen. Als ich die Leute gefunden, wurde es beſſer, ich arbeitete bei ihnen. Sie trieben Pferdezucht, ſo bin ich zu meiner jetzigen Beſchäftigung gekommen. Daß der Vater geſtorben, ſchrieb mir mein Freund. Auch daß du dich verheiratet hätteſt mit einem Ruſſen, nach Petersburg gezogen ſeiſt. Als ich dich dann in der Loge auf der Traberbahn ſah, bin ich ſchnell fort. Ich konnte doch nicht wiſſen, ob du mich, der nicht mehr in deine Kreiſe gehört, noch kennen wollteſt."

„Robert!"

„Laß nur. Ich weiß ja, wenn es auf dich allein ankäme —"

Digitized by Google

„Robert, wie konnten wir wissen, wohin du gegangen?“

„Da war nicht viel zu denken. Verlorene Söhne gehen immer nach Amerika, sonst bleibt doch nur die Fremdenlegion übrig. Dazu hatte ich keine Lust.“

„Sprich doch nicht so! Du weißt doch, daß ich —“

„Du vielleicht. Aber ich würde doch wohl deinem Manne nicht als Schwager passen.“ Er reckte den Oberkörper in die Höhe, schlug die Arme übereinander, in seinen Augen blitzte es. „Ich will auch nicht, mag mich nicht eindrängen, ich fühle mich ganz wohl so. Es führt zu nichts — ich habe es noch nicht gelernt, mich über die Achseln ansehen zu lassen. Weiß denn dein Mann überhaupt, daß ich existiere? Hast du ihm von mir erzählt?“

Asta wurde sehr rot, aber sie sagte offen heraus: „Nein — ich glaubte ja, daß du nicht mehr am Leben seist.“

Er lachte auf. „Ich begreife. Es lohnte sich nicht, über den aus dem Hause gejagten Taugenichts noch ein Wort zu verlieren.“

„Robert, sag doch so was nicht. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Noch heute werde ich meinem Mann alles erzählen. Morgen kommst du dann zu uns.“

„Ich bitte dich, erzähl nichts, denn ich werde nicht kommen. Glaub mir, es ist besser so. Ich bleibe nicht mehr lange hier, gehe bald nach Moskau, später vielleicht wieder zurück nach Amerika — ich weiß noch nicht.“

„Du willst meinetwegen fort! Robert, bedenk doch, hör auf mich! Komm zu uns ins Haus! Nikolai wird — er kann dir wieder heraufhelfen.“

„Das hältst du also für nötig? — Nun, höre mein letztes Wort, Asta. Ich komme nicht zu dir, ich fordere sogar von dir, daß du zu niemand von mir sprichst, auch

Digitized by Google

zu deinem Manne nicht. Laß mich ruhig meiner Wege gehen!“

„Aber, Robert — die Mutter! Denkst du nicht an sie? Soll auch die Mutter nichts wissen, darf ich ihr nicht schreiben?“

„Nein. Laß es. Ich werde es selbst tun. Sollte ich nach Amerika zurückgehen, werde ich Mama vorher aufsuchen.“ Das klang viel weicher als alles, was er gesprochen. Er fragte auch noch: „Wie lebt Mama so allein? Bangt sie sich nach dir, du dich nach ihr?“ Eine Antwort wartete er nicht ab, sondern fügte schnell hinzu: „Jetzt geh, Asta. Man vermißt dich vielleicht bei dir zu Hause. Zieh den Schleier herunter, damit hier niemand dein Gesicht sieht. Komm, ich bringe dich zu einem Schlitten.“

„Soll ich dich denn nicht mehr wiedersehen? Darf ich nicht noch einmal herkommen?“

„Nein. Tu es nicht, es hat keinen Zweck.“

Sie schluchzte auf. „Robert, bedenk doch, überleg doch!“

Er nahm ihre Hand und führte sie zum Spiegel, der in einer Ecke des Zimmers über der Kommode hing. „Mach dich zurecht, Asta! Es ist spät, ich muß fort!“

Als sie aus dem Hause traten, fuhr ein Schlitten vor, in dem Nikolai Balsanow saß.

Robert zog Asta schnell auf die andere Seite der Straße. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte, drückte sie fest in der seinen zur Warnung.

Nikolai Balsanow hatte nur einen flüchtigen Blick auf das Paar geworfen. Ein wenig spöttisch zuckte es um seine Lippen. Der Amerikaner empfing also Damenbesuch. Natürlich, der forsche Kerl hat Eroberungen gemacht. Ehe er ins Haus trat, sah er aber nochmals hin; es war ihm etwas aufgefallen an der

Digitized by Google

Figur der Dame. Auch ein wenig neugierig war er, wer aus der besseren Gesellschaft es nicht verschmähte, hier auf Abenteuer auszugehen.

Eine Dame schien es ihm, eine wirkliche Dame, so viel er in der halben Dunkelheit der Straße, auf der man anfing, die Laternen anzuzünden, urteilen konnte. Er ärgerte sich, daß eine Frau seiner Kreise sich so wegwarf. Wenn er es doch herausbekommen könnte, wer es war? Man durfte eine solche Frau nicht mehr in der Gesellschaft dulden.

Die Dame stieg eben in eine Droschke, setzte sich zurecht, reichte ihrem Begleiter die Hand. Der Schlitten fuhr fort.

Nikolai Balsanows Augen wurden plötzlich starr. Er glaubte — welch ein Wahnsinn —, er glaubte, Asta erkannt zu haben, seine Frau! An einer Bewegung, an der Haltung des dichtverschleierten Kopfes. Wie sie die Hand hinreichte! — Welch ein Wahnsinn, wie konnte ihm so etwas in den Sinn kommen!

Aber der Gedanke zerrte und riß an ihm. In der Welt ist alles möglich.

Er stand vor dem Hause, wußte kaum noch, wo er sich befand, wohin er gewollt. Dann kam ihm die Erinnerung. Olga Panowa hatte er besuchen, nachsehen wollen, ob die Base sich über ihre Niederlage beruhigt hätte.

Über seinem Grübeln vergaß er das Nächstliegende, hatte jene, die er für seine Frau hielt, aus den Augen gelassen. So einfach wäre es doch gewesen, ihr nachzufahren und sich zu überzeugen. Doch das konnte noch immer geschehen, den elenden Droschkengaul würde er mit seinem Pferd leicht einholen.

Er rief seinen Kutscher herbei, der mit dem Schlitten einige Schritte vom Hotel hielt. „Nach Hause!“ befahl er.

Digitized by Google

Sein Verdacht wuchs, als er von seinem Portier hörte, daß die gnädige Frau noch nicht zurückgekommen sei.

Also doch!

Er blieb auf der Straße und wartete. Als er Asta kommen sah, ging er ins Haus und trat in ihre Zimmer, denn dort wollte er mit ihr sprechen.

Sie war zu Fuß gekommen — natürlich, das kannte er. Die Droschke wird in der Nähe der Wohnung verlassen, man kommt zu Fuß, das sieht ganz unschuldig aus.

Seine Erregung stieg, während er warten mußte. An einen Irrtum glaubte er kaum noch, wenn er sich auch immer wieder sagte, daß er Asta nichts Schlechtes zutraue. Wenn sie nur endlich käme, damit er von seinen Gedanken erlöst würde! Er fühlte, wie lieb er sie hatte, wie die Eifersucht in ihm raste.

Er war doch immer nett und gut zu ihr gewesen! Was konnte sie nur veranlaßt haben, ihn so zu hintergehen — seine kleine Asta, die er doch hoch über all die russischen Frauen gestellt, auch über Olga!

Mit einem Ruck blieb er plötzlich in der Mitte des Zimmers stehen. Asta war eifersüchtig auf Olga! Schon einige Male hatte er das zu bemerken geglaubt. Er lachte laut auf, er hatte des Rätsels Lösung gefunden. Es war ihm plötzlich eingefallen, wie sie nach dem Rennen durchaus zu Olga hatte mitgehen wollen. Eifersüchtig war sie, war wohl zu Olga gegangen, um ihr Vorstellungen zu machen, daß sie ihr ihren Mann entfremde, oder so was Ähnliches! Eifersüchtige Frauen kommen ja auf alles mögliche.

Warum sollte der Amerikaner sie nicht auf der Treppe des Hotels getroffen und sie bis zum Schlitten begleitet haben? Er war ihr von Sipjagin wohl vorgestellt worden. Also alles erklärte sich ganz einfach,

Digitized by Google

er mußte sie auf den Knien für seinen Verdacht um Verzeihung bitten.

Der frohe Rausch war aber vorüber, sowie sich die Tür öffnete und Asta eintrat.

Ohne näher zu kommen, blieb sie stehen. Ihre großen Augen hafteten auf ihm in Schreck und Angst. Er sah, wie bei seinem Anblick alles Blut aus ihrem Gesicht gewichen war.

Im Augenblick hatte sich sein Denken wieder gewandelt, er trat schnell auf sie zu. „Wo warst du?"

„Ich?"

„Ja, du! Wen sonst frage ich?" Er griff nach ihrem Handgelenk, preßte es, zerrte sie tiefer ins Zimmer herein.

Asta schrie auf: „Du tust mir weh!"

„Antworte!"

Sie begriff, daß er sie vor jenem Hotel erkannt hatte. Mit ein paar Worten konnte sie ihm alles erklären, aber sie brachte es nicht über sich, ihm auf seine Frage zu antworten. Sie war empört, fühlte sich tief verletzt. „Laß mich los, du tust mir weh!" stöhnte sie.

Er schleuderte ihre Hand von sich, er hatte keinen Zweifel mehr, daß sie ihn hintergangen. Das machte ihn sinnlos. „Du willst nicht gestehen! Ich werde jenen fragen, bei dem du gewesen bist. Herauspeitschen werde ich ihm ein Bekenntnis, dann — mit dir abrechnen."

Er stürzte zur Tür.

Sie lief ihm nach, umklammerte mit ihren Händen seinen Arm. Eine jähe Angst hatte sie erfaßt. Sie mußte sprechen, er durfte nicht fort, ehe sie ihm gesagt, wer jener Mann war. Robert war jähzornig. In der blinden Wut, in der sich Nikolai befand, konnte Schreckliches geschehen. „Nikolai," rief sie, „was willst du tun? Um Gottes willen, hör mich an!"

Digitized by Google

Er entwand sich ihr. „Hast du Furcht, daß ich deinem Liebhaber die Knochen zerbreche?“

„Nikolai!“

Er stieß sie zurück und riß die Tür auf. Fast wäre er über seine Mutter gefallen, die eben eintreten wollte.

Marfa Balsanowa kam langsam näher. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen und warf ihre Blicke von Nikolai zu Asta hin; ihre Finger spielten nervös mit dem Zigarettenetui, das sie in den Händen hielt.

„Schließ die Tür, Nikolai,“ begann sie endlich. „Dann sagt mir, was hier vorgeht. Ihr macht ja einen Lärm, daß die ganze Dienerschaft zusammenläuft! Das schickt sich doch nicht!“ Sie hatte dem Etui eine Zigarette entnommen und in den Mund gesteckt. „Gib mir Feuer, Nikolai. Ich muß rauchen, das beruhigt mich, ich bin ganz erschöpft.“ Sie zog hastig den Rauch der entzündeten Zigarette ein, stieß ihn durch die Nase zurück.

Als keine Antwort kam, weder von Nikolai, der sich schon wieder der Tür zugewandt hatte, als ob er das Zimmer verlassen wollte, noch von Asta, die ganz gebrochen in einem Sessel kauerte, sagte sie gelassen: „Ihr seid langweilig. Ich will wissen, was geschehen ist. Sprich, Asta!“

Noch immer von der Furcht getrieben, ihr Mann könnte fortgehen, ehe sie ihm gesagt, wer der Mann, mit dem er sie gesehen, war, richtete Asta sich auf und wollte sprechen.

Nikolai schrie dazwischen: „Was geschehen ist? Nicht auszudenken ist es! Ich habe Asta mit einem Liebhaber gefunden! Sie kamen zusammen aus einem Hotel und —“

„Nikolai, so hör doch! Es ist ja mein Bruder!“

Er lachte grell auf. „Hörst du, Mama, wie dumm

Digitized by Google

sie lügt. Ihr Bruder ist es! — Wo hat sie denn den Bruder plötzlich herbekommen?"

Er war von der Tür zurück dicht vor Asta getreten und ballte die Faust, als ob er sie schlagen wollte.

Frau Balsanowa sah mit hämischem Lächeln auf ihre Schwiegertochter. „Laß, Nikolai. Keine brutalen Szenen! Ich kann das nicht vertragen. Asta irrt sich doch nur, sie wollte wohl ‚Vetter' sagen. Das ließe sich noch hören. Ein Vetter wäre eine Ausrede. Solch einen Vetter haben manchmal Frauen. Aber ein Bruder.— das ist ein wenig weit hergeholt, liebe Asta. Das wird —"

Sie schrie plötzlich auf, bei einer Handbewegung war ihr das kostbare Zigarettenetui entfallen.

Nikolai hob es auf und reichte es ihr hin.

Sie tätschelte es und drehte es herum. „Ein Stein ist herausgefallen. Sieh — mein kostbarer Rubin! Nikolai, Asta — schnell, sucht!"

Sie ließ sich in einen Sessel fallen, ihre Augen fuhren herum.

„Hast du ihn noch nicht? Er muß unter den Diwan gerollt sein! — Ruf Grigori — die Annuschka!"

Nikolai drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke. Nach kaum einer Sekunde klopfte es schon. Die Zofe kam herein, hinter ihr, in der geöffneten Tür, erschien der Kopf des Dieners. Sie hatten offenbar im Vorzimmer gelauscht.

„Kommt herein und sucht! Ein kostbarer Stein ist verloren — ein Rubin, die Kaiserin hat keinen schöneren!"

Die Zofe und der Diener krochen auf den Knien herum, aber Asta rührte sich nicht. In ihrem Kopfe wühlte es, sie konnte kaum noch klar denken. Sie saß da und starrte auf den Diener, dessen Körper nun

Digitized by Google

unter dem Diwan verschwand, während die Zofe, die unter den großen, runden Tisch gekrochen war, jetzt hervorkam, auf den Knien bis zu Marfa Balsanowa rutschte und an deren Kleid herumzutasten anfing. Auf das geschminkte Gesicht ihrer Schwiegermutter, das vor Aufregung verzerrt war, starrte sie. Alles tanzte um sie herum. Wie eine ekelhafte Komödie erschien ihr das, deren Ende sie nicht abwarten konnte.

Wenn man den Stein gefunden hatte, würde es wieder losgehen, sie wieder von neuem angeschrien, verhöhnt werden — von ihrem Mann, von der alten Frau dort.

Sie griff nach ihrem Kopf, preßte die Hände an die Schläfen, in denen das Blut wild hämmerte. Wenn sie doch fort könnte, heraus aus diesem Hause, in dem sie eine Fremde war und blieb, in dem man sie wie eine Sünderin behandelte, ihr nicht glaubte! Ihre Augen irrten im Zimmer umher, suchten Nikolai, der am Fenster stand und auf die Scheiben trommelte. Gewiß dachte er nach, was er ihr noch alles antun könnte.

Einen todestraurigen Blick warf sie zu ihm hin, erhob sich leise und schlich zur Tür.

Niemand achtete auf sie, niemand hatte sie gesehen.

Auf dem Korridor riß sie einen Pelz vom Kleiderständer, drückte eine Pelzmütze auf den Kopf und verließ das Haus.

An der nächsten Ecke bestieg sie einen Schlitten.

* * *

Als Marfa Balsanowa ihren Rubin zurückerhalten, den der Diener unter dem Sofa gefunden hatte, sagte sie: „Ihr könnt wieder gehen!“, sah den Stein mit verliebten Augen an und begann eifrig mit dem Ärmel darauf herumzureiben. Ganz selig war sie.

Digitized by Google

Erst ein Ausruf ihres Sohnes störte sie aus der Freude auf. „Asta ist fort!“ sagte er.

„Asta ist fort? Was soll das heißen? Sie war doch eben noch hier? Sie ist wohl gegangen, um sich zu Tisch umzukleiden.“

Nikolai hörte schon nicht mehr, was seine Mutter sagte. Er lief hinaus.

Marfa Balsanowa hielt den Stein in der Hand und sah sich verdutzt um. Asta war fort! Nikolai ihr nach! Das erschien ihr nun plötzlich doch recht schreckhaft. Ein Angstgefühl legte sich um ihr Herz. Sollte sie mit dem bißchen Hohn, den sie eben gegen ihre Schwiegertochter ausgespielt, ein Unglück angerichtet haben?

Sie hatte doch an all das, was Nikolai im Zorn gesprochen, nicht geglaubt. Sie verstand eine junge Frau besser zu beurteilen. Für sie war ausgeschlossen, daß Asta Böses oder auch nur Unpassendes getan haben konnte. Nikolai sah Gespenster.

Als alles still blieb, ging sie zur Tür, schlich über den Korridor und wanderte von Zimmer zu Zimmer — nirgends eine Spur von den beiden. Auch von der Dienerschaft war keine Seele zu erblicken. Die saßen wohl jetzt zusammen in der Küche und klatschten über den Skandal.

Daß Nikolai sich auch so gar nicht hatte halten können! Dies Geschrei und Gebrüll! Sie hatte im ersten Augenblick wirklich gedacht, daß er zu viel getrunken, es sich nicht anders erklären können, daß ihr Sohn, der immer zu tadeln fand, wenn jemand in seiner Umgebung zu laut sprach, wie ein Hausknecht gebrüllt hatte.

Was wollte er denn? Er konnte mit seiner Frau, die er sich aus Deutschland geholt, doch ganz zufrieden sein! Hübsch war sie und geduldig —

Sie lachte in sich hinein. Er selbst rannte immer

Digitized by Google

noch hinter Olga her und machte jetzt solchen Lärm, weil er seine Frau mit einem anderen gesehen hatte!

Sie zuckte mit den Schultern. Diese Asta war auch gar zu dumm, schwatzte in ihrer Angst von einem Bruder, der gar nicht vorhanden war! Hatte sie ihr doch selbst erzählt, daß der längst tot sei!

Marfa Balsanowa war in ihrem Zimmer angelangt, zündete sich eine neue Zigarette an und legte sich auf ihren Liegestuhl. Dann rief sie nach ihrer Kammerfrau: „Mascha, Mascha, wo steckst du?“

Diese stand schon bei ihrem Eintritt in der Tür des Nebenzimmers.

Trotzdem schrie sie sie an: „Wo steckst du? Wo treibst du dich herum? Mach, daß du mir aus den Augen kommst! Pack deine Sachen zusammen und marsch, fort aus dem Hause! Aber nichts mitnehmen, was dir nicht gehört! Deine Koffer werde ich selbst nachsehen!“

Die alte Dienerin nahm sich das nicht weiter zu Herzen. Sie holte aus dem Schlafzimmer eine weiche seidene persische Decke, in die sie ihre Herrin sorgsam einhüllte, dann nahm sie ihr die noch glimmende Zigarette aus der Hand und sagte: „Ruhen Sie, Herrin! Sie dürfen sich nicht so aufregen, denn das macht häßlich und alt!“

Sie ging mit leisem Tritt ins Ankleidezimmer, brachte einen goldenen Handspiegel und eine Puderdose, legte beides auf den Tisch, stand noch einen Augenblick und wartete.

„Gib mir meinen Roman, dann kannst du gehen. Ich brauch' dich jetzt nicht mehr.“

Die Kammerfrau verließ lächelnd das Zimmer.

Auch über die Züge Marfa Balsanowas glitt ein

Digitized by Google

wohliges Lächeln. Sie rückte sich auf dem Sofa behaglich zurecht und nahm das Buch in die Hand.

* * *

Asta kam erst wieder recht zum Bewußtsein, als sie in der kalten Luft durch die Straßen fuhr.

Es hatte angefangen zu schneien, um sie her wirbelten die dicken weißen Flocken, so daß sie nichts sehen konnte, keine drei Schritte weit, nur den breiten Rücken des Kutschers, auf den sich die feuchten Massen niedersenkten, herabglitten auf die Decke des Schlittens, sich zusammenballten, ihr wie eine schwere Last auf den Knien lagen.

Sie achtete nicht darauf, fühlte nicht, wie der Schnee ihr Gesicht peitschte, in die Augen drang. Nur ein heißes Brennen spürte sie im Gesicht, eine durchdringende Kälte in den Füßen. Sie war auf ihrer Flucht ohne schützenden Schleier, ohne wärmende Überschuhe fortgelaufen. Nur ein Gedanke hatte sie getrieben: Ich muß zu Robert, zu meinem Bruder — er wird mir helfen.

Plötzlich stand der Schlitten mit heftigem Ruck. Eine Gestalt auf der Straße war vorgesprungen und hatte das Pferd am Zügel erfaßt.

„Halt! Hier darf nicht gefahren werden!"

Durch die wirbelnden Schneemassen sah Asta roten Feuerschein. Dicker Qualm strömte ihr entgegen.

„Es brennt. Die Stallungen der Trabrennbahn!" sagte ihr der Kutscher.

Der Schlitten fuhr zurück und bog in eine Seitenstraße.

Der Kutscher drehte sich wieder zu ihr herum. „Wohin soll ich fahren?" fragte er.

Asta wußte nichts zu antworten. Sie fragte selbst: „Wo sind wir?"

Digitized by Google

Der Kutscher machte mit der Hand eine unbestimmte Bewegung. „Nicht weit vom Trabrennplatz. Die Polizei läßt nichts durch.“

Sie blieb stumm sitzen, ihr Gesicht glühte. Verwirrt, verängstigt sah sie sich um. Ihre Augen blieben auf der Kuppel einer Kirche haften, die goldig durch den Schnee glänzte, bald erleuchtet von dem Feuerschein, von einem Funkenregen übergossen, bald eingehüllt in graue Dampfwolken.

Die russischen Kirchen sind den ganzen Tag geöffnet. Das wußte sie. Mit ihren steifen Fingern hakte sie die Decke ab und stieg aus dem Schlitten. In die Kirche wollte sie, ein Dach, einen Schutz über sich haben, Wärme fühlen, denn sie fror entsetzlich.

Der Kutscher streckte die Hand aus. Ein jäher Schreck durchzuckte sie. Ohne Geld war sie fortgelaufen, ihre Börse hatte sie auf dem Tisch in ihrem Zimmer liegen lassen.

An ihr vorüber rannten Menschen, Pferde wurden vorbeigeführt, lautes Geschrei umfing sie. Wenn sie doch nur schon in der Kirche wäre!

Aber sie hatte kein Geld. Der Kutscher war dicht an sie herangetreten, er schien sie am Pelz halten zu wollen, streckte ihr noch immer die Hand hin. Sie fürchtete, er würde sie zur Polizei schleppen. Was tun, was anfangen?

Ein rettender Gedanke kam ihr, eine ganz einfache Lösung. Sie zeigte auf die Kirche. „Dort warten!“

Sie ging über die Straße, wand sich durch das Getümmel, kam hier einem Pferdekopf nahe, stieß dort mit einem Menschen zusammen, hörte Flüche, wurde zur Seite gedrängt — endlich hatte sie den Eingang zum Gotteshause erreicht.

Eine wohlige Wärme schlug ihr entgegen, der

Digitized by Google

Duft brennender Kerzen vor den Heiligenbildern umfing sie.

In der nur wenig beleuchteten Kirche herrschte tiefe Dämmerung. Asta schlich in der lautlosen Stille vorwärts bis zu einer Säule. An diese lehnte sie sich und faltete die Hände; ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet.

Eine lange Zeit blieb sie so stehen, sie fühlte, wie Wärme ihren Körper durchzog, ihre Glieder sich aus der Erstarrung lösten; doch sie konnte kaum noch stehen, so müde war sie geworden. Sie mußte auch wieder fort, nach Robert suchen.

Ein wenig mehr Mut hatte sie sich geholt; sie dachte nicht mehr im Zorn an ihren Mann, eine gewisse Sehnsucht nach ihm regte sich in ihr. Aus Liebe zu ihr hatte er doch allen Halt verloren, aus Eifersucht sie nicht angehört. Es mußte alles wieder gut werden. Sie wollte sich mit Robert besprechen, er sollte —

Eine jähe Angst erfaßte sie plötzlich von neuem. Wenn Nikolai nun mit Robert inzwischen zusammengetroffen war, wenn er auch ihm nicht geglaubt hatte!

Trotz ihrer Mattigkeit schritt sie rasch nach dem Ausgang, auf die Straße hinaus.

Hier war es jetzt still und dunkel, kein Lärm, kein Getümmel mehr. Nur der Schnee rieselte noch immer lautlos aus den Wolken herab auf die Spuren der Menschen und Pferde, auf den zerwühlten, zerstampften Weg, alles in seine weiße, gleichmäßige Decke einhüllend, als ob nichts geschehen wäre! Auch das Feuer schien gelöscht, kein helles Aufleuchten mehr, kein Rauch.

Der Schlitten fuhr gleich vor und Asta stieg ein, obgleich sie im Zweifel war, ob sie das Hotel finden würde. So gut sie konnte, suchte sie es dem Kutscher zu beschreiben. Der nickte nur und hieb auf das Pferd

Digitized by Google

ein. Vielleicht hatte er sie nicht verstanden und fuhr sie jetzt zur Trabrennbahn, die sie ihm wohl vorher als ihr Ziel genannt. Sie mußte also selbst aufpassen, ungefähr erinnerte sie sich des Hauses, auch des Aussehens der Straße.

Kaum einige Minuten dauerte die Fahrt, Asta sah plötzlich den erleuchteten Eingang des Hotels vor sich. Sie berührte den Arm des Kutschers und zeigte mit der Hand auf das Haus.

Der Portier erkannte sie wieder und trat an den Schlitten. „Der Herr ist nicht zu Hause," sagte er in deutscher Sprache. Er hatte Asta mit Robert beim Verlassen des Hotels wohl Deutsch sprechen hören.

Sie erschrak, faßte sich jedoch gleich. „Ich möchte auf den Herrn in seinem Zimmer warten, führen Sie mich hinauf. Zahlen Sie auch den Kutscher, ich habe mein Geld vergessen."

Der Portier lächelte ein wenig, aber er tat, was Asta befahl.

Gleich darauf betrat sie ihres Bruders Zimmer.

Ohne Licht anzuzünden, zog sie den Pelz aus und nahm die Mütze ab. Auch die Stiefelchen riß sie von den durchnäßten Füßen. Dann legte sie sich auf das Sofa.

Sie wollte nicht schlafen, nur ruhen. Auch nicht denken wollte sie, denn sie fürchtete sich vor ihren Gedanken. Wenn sie in ihrem Kopfe alles schön aufbaute, sich ausmalte, wie Nikolai sie um Verzeihung bitten würde, schlich die Frage heran: Was mochte inzwischen geschehen sein?

Ein paarmal hörte sie draußen auf dem Korridor Schritte. Jedesmal richtete sie sich auf und horchte mit klopfendem Herzen nach der Tür hin. Erst wenn die Schritte an dem Zimmer vorüber und wieder verhallt waren, legte sie sich aufseufzend zurück.

Digitized by Google

Einmal, gerade als Asta in der Stille des dumpfen, überheizten Zimmers ein bißchen eingenickt war, hielten die Schritte dann doch vor ihrer Tür, es wurde geöffnet, jemand trat ein, stolperte über Astas Stiefeletten und stieß einen Fluch aus.

Asta fuhr in die Höhe. „Robert!"

Ein Zündholz flammte auf, Licht wurde angezündet.

„Asta, du bist's? Was ist denn los, was machst du hier?"

Sie streckte ihre Hände nach ihm aus.

„Bleib nur, ich bin naß und schmutzig. Aber sag, was ist geschehen?"

Sie sah erst jetzt, daß seine Kleider trieften, sein Gesicht und seine Hände schwarz waren.

„Ach, Robert — es ist so schrecklich!"

„Erzähl nur, ich mache mich inzwischen zurecht."

Er verschwand hinter der Holzwand, wo sein Bett stand. Dort hantierte er herum und rief nochmals: „Erzähle!"

Und zwischen dem Plätschern des Wassers, dem Gepolter eines umgefallenen Stuhles sprach sie zu ihm von dem, was sie durchlebt, von all dem Leid, das man ihr angetan. Dabei stieg allmählich das Gefühl in ihr auf, als ob die Umgebung, in der sie sprechen mußte, ihren Worten alle Tragik nähme, sie ruhiger denken ließe. Es war ihr alles plötzlich nicht mehr so fürchterlich, wie sie vorher gedacht. Ganz anders wäre es gewesen, wenn der Bruder sich zu ihr gesetzt, sie den Kopf an seine Brust legen und zu ihm unter Tränen hätte sprechen können.

Auch Robert nahm es nicht so schwer. „Hättest nicht fortlaufen brauchen. Was hast du zu fürchten? Daß dein Mann gleich so aus Rand und Band war, beweist doch nur, daß er dich liebt. Die Russen sind nun einmal

Digitized by Google

ſo — trotz ihres kalten Landes glühen ſie innerlich. Wäre er zu mir gekommen, hätte ſich die Geſchichte ſchnell aufgeklärt. Wir hätten uns nicht gleich umgebracht. Ich habe ihn übrigens geſehen bei dem Brande. Er ſchien ſehr beſorgt um ſeine Gäule, hatte wohl alles andere darüber vergeſſen. In ſeinem Stall iſt das Feuer ausgekommen und ging dann auf die Stallungen der Olga Panowa über, deren Pferde am meiſten der Gefahr ausgeſetzt waren. Bei uns war alles ruhig, denn wir liegen weit ab."

Aſta fühlte ſich ein wenig verletzt, daß er das, was ſie ſo tief erſchüttert, ſo leicht nahm, nur noch von dem Brand und den Pferden ſprach. Auch jetzt, als er aus dem Alkoven trat, ſo friſch, ſo hübſch im Hausanzug aus weichem Flanell, war von Anteilnahme nichts in ſeinem Geſicht zu erkennen. Ihr ſtanden die Tränen ſchon wieder nahe, es koſtete ſie Überwindung, ſeine Hand zu nehmen und ſich von ihm küſſen zu laſſen.

Er ſchien ihre Sache in der Tat durchaus nicht ernſt zu nehmen und ſprach ſchon wieder von dem Brande. „Die Panowa war famos. Einen Mut hat das Weib — großartig! Wenn ich ſie nicht gehalten hätte, wäre ſie mitten in die Flammen gelaufen. War aber gar nicht nötig, ich — wir hatten ſchon alles ohne ſie beſorgt."

Die Panowa! Aſta konnte ihren Unmut kaum verbergen. Nicht nur ihr Mann, auch ihr Bruder ſchwärmte von der Frau, die ſie haſſen zu müſſen glaubte. Ihr Empfinden klang in ihren Worten nach, als ſie fragte: „Was haſt du denn mit der Panowa zu ſchaffen?"

Einen Augenblick ſah er ſie befremdet an, hatte aber gleich begriffen. Seine Schweſter war eiferſüchtig auf die flotte Olga. Er hatte Nikolai Balſanow ja oft genug

Digitized by Google

mit ihr zusammen gesehen. Oft genug — viel zu oft für seine eigenen Gefühle!

„Was ich mit der Panowa zu schaffen habe?“ entgegnete er. „Sonst sehr wenig. Aber heute, in der Gefahr, war es wohl Pflicht, ihr zu helfen.“ Dann ging er schnell auf anderes über. „Also, was denkst du nun zu tun? Mußt doch wohl wieder nach Hause fahren. Ich werde dich hinbringen und dann mit dem Schwager sprechen.“

Es klopfte leise. Robert ging an die Tür. Der Portier war draußen.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen,“ meldete er. „Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht heraufla ssen könnte, daß Sie —“

Eilige Schritte kamen die Treppe herauf. Nikolai Balsanow stand plötzlich neben dem Portier, schob ihn zur Seite und sagte schroff zu Robert: „Ohne Umstände — lassen Sie mich herein!“

Ein jäher Zorn wollte Robert bei dem herrischen Befehl erfassen, er hob schon die Hand, um den Eindringling energisch zurückzudrängen. Sein Sinn für Humor bewahrte ihn aber vor einer Gewalttat, er öffnete weit die Tür und trat zurück. „Bitte einzutreten!“

Das verwirrte Nikolai Balsanow im ersten Augenblicke, aber dann hatte sein Blick Asta getroffen, als sie hinter die Holzwand fliehen wollte. Er stürzte vor und riß sie zurück. „Willst du noch immer leugnen?“ knirschte er.

Er bebte vor Wut. Robert war schnell zugesprungen und hatte Asta befreit. Er schob sie hinter sich auf einen Stuhl, stellte sich davor auf, verbeugte sich und sagte zu Nikolai: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Robert v. Allenberg. Ich möchte nicht, daß Sie meine Schwester so hart anfassen.“

Digitized by Google

Nikolai Balsanow starrte ihn an. Log der Mensch, wie Asta gelogen hatte? Glaubten diese Deutschen, ihn belügen und betrügen zu können? Er lachte höhnisch auf. „Lassen wir die Komödie! Geben Sie Raum. Ich will meine Frau haben — mit Ihnen rechne ich später ab.“

Asta drängte sich an Robert vorbei. „Nikolai, was sprichst du da? Glaubst du denn noch immer nicht? Es ist doch mein Bruder, so hör doch, mein Bruder Robert ist's, den ich längst für tot gehalten!“

Balsanows Augen wanderten von Asta zu Robert. Er wurde zweifelhaft. Jetzt, als die beiden nebeneinander vor ihm standen, sah er, welch auffallende Ähnlichkeit in ihren Zügen lag. Aber warum sollte Asta ihren Bruder vor ihr verleugnet haben? „Es ist nicht wahr!“ schrie er. „Ihr lügt, alle beide lügt ihr!“

Robert trat auf ihn zu. „Genug jetzt, wenn Sie nicht wollen, daß die Sache trotz unserer nun einmal bestehenden Verwandtschaft zu einem bösen Konflikt wird.“

Er hatte sehr ernst gesprochen, und seine Worte blieben nicht ohne Wirkung auf Nikolai.

„Ich begreife,“ fuhr er fort, „daß Ihnen das alles wunderbar erscheint. Ich hätte wohl auch selbst Zweifel gehabt, wenn es mir geschehen wäre. Wollen Sie morgen zu mir kommen, damit ich Ihnen alles erklären kann? Augenblicklich ist wohl das wichtigste, daß Sie Ihre Frau nach Hause bringen.“

Nikolai Balsanow biß die Zähne zusammen. Er war wütend über die Lehre, die ihm Robert erteilt, blickte diesem ins Gesicht, ob auch noch Spott darin läge. Doch Roberts Züge zeigten nur tiefen Ernst. Das beruhigte ihn. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Ich komme!“ Dann wandte er sich zu Asta. „Warum

Digitized by Google

haſt du die Schuhe ausgezogen? Kleide dich an. Wir wollen nach Hauſe fahren."

Ein wenig verlegen kam es heraus. Er konnte doch aber jetzt hier keine Verſöhnungsſzene mit Bitten und Tränen aufführen, Aſta mußte doch auch ſo begreifen, ſich damit zufrieden geben, daß er ſeinen Verdacht unterdrückte! Was er ihr noch zu ſagen hatte, konnte nur unter vier Augen geſchehen.

Robert begleitete ſie bis auf die Straße. Dann fuhren ſie ab.

Sie fanden ſich aber noch nicht zurück, als ſie wieder in ihrem Hauſe waren.

In Nikolai war wieder der Dünkel erwacht. Er ärgerte ſich darüber, daß er, der ruſſiſche Edelmann, ſich von dem Rennfahrer hatte ducken laſſen. Was war denn dieſer Roberts? Ein Abenteurer, ein heruntergekommener Menſch! Was ſollte er nun mit dem anfangen? Ihn in die Geſellſchaft einführen und ſagen: der Fahrer des Grafen Sipjagin iſt der Bruder meiner Frau, bitte, nehmen Sie ihn freundlich auf! Das ging nicht, unter keinen Umſtänden, er konnte ſich doch nicht auslachen laſſen!

Aſta ging in ihre Zimmer. „Der Kopf tut mir weh, ich will mich gleich hinlegen," ſagte ſie.

Er hielt ſie nicht zurück, ſondern war froh, daß er heute nicht mehr mit ihr zu ſprechen brauchte. Er wollte erſt mit ſeiner Mutter reden, ihr alles erzählen. Die fand ſchon einen Ausweg.

Marfa Balſanowa empfing ihren Sohn ſehr ungnädig. „Wo habt ihr denn geſteckt? Biſt du allein gekommen, oder haſt du Aſta mitgebracht? Das ganze Haus ſtellt ihr mit euren Dummheiten auf den Kopf. Ganz allein habe ich ſpeiſen müſſen! Wie iſt's denn nun, habt ihr euch wieder vertragen?"

Digitized by Google

Nikolai erzählte seine Begegnung mit dem Schwager.

„Wie sieht er aus? Ähnelt er Asta?“ fragte sie.

„Wie er aussieht? Ich weiß nicht — ganz gut.“

Sie spottete ihm nach: „Ganz gut, ganz gut! Der Graf hat mir doch erzählt, daß sein neuer Fahrer ein Wunder von Mann sei. Auch Olga gab neulich zu, daß er ein schöner Mensch sei, wenn auch ein frecher Kerl.“

Nikolai bekam eine rote Stirn. „Das hat Olga gesagt?“

„Das hat Olga gesagt. Sie hatte ganz leuchtende Augen, als sie von ihm sprach.“

„Das ist nicht wahr, Mama. Du willst mich nur ärgern.“

Sie lachte leise auf. „Dich ärgern? Was geht es dich an, wen Olga schön findet? — Nun, warum antwortest du nicht und wirst bis über die Ohren rot? Hör mal, Kolja, ich wollte schon lange mit dir sprechen. Das geht so nicht weiter. Du läufst der Olga nach. Danke Gott, daß Asta eine so vornehm denkende Frau ist, vielleicht auch ein bißchen kalt, nicht so wie wir Russinnen oder die Französinnen, sonst — Na ja, ich werde mal mit Olga ein ernstes Wort sprechen, sonst gibt es noch mehr Dummheiten.“

Nikolai sah seine Mutter erstaunt an, er sah in diesem Augenblick nicht sehr geistreich aus.

„Mama, was du von Olga sagst, das ist —“

„Reg dich nicht auf. Es ist so, wie ich sage. Ich muß die Sache energisch in die Hand nehmen.“ Sie holte eine Zigarette aus dem Etui hervor, und nachdem sie einige Züge geraucht, sagte sie: „Den Robert oder Roberts bring mir mal her, ich will ihn mir ansehen.“

„Was sollen wir denn mit ihm anfangen?“

Digitized by Google

„Das wird sich finden. Erst will ich ihn sehen."

„Aber was werden die Menschen sagen, daß wir diesen — diesen Pferdeknecht in unser Haus einladen, daß er Astas Bruder ist?"

Marfa Balsanowa richtete sich stolz in die Höhe. „Was die Menschen sagen werden? Das laß meine Sorge sein. Marfa Balsanowa läßt sich nicht befehlen. Wen sie einladet, der muß auch ihren Gästen zusagen."

Ein paar Augenblicke herrschte Schweigen. Die alte Dame rauchte und hüllte sich in den Dampf ihrer Zigarette.

Ein kurzes Auflachen löste die Pause auf. „Werd' ihn mir gehörig ansehen. Es braucht nicht jeder gleich zu wissen, daß mein Sohn seine Schwester geheiratet hat. Wollen sehen, vielleicht schicken wir ihn wieder fort."

Nikolai stand auf und küßte seiner Mutter die Hand. „Erlaube, Mama, daß ich dich jetzt verlasse. Ich bin sehr müde. Morgen werde ich ihn — Astas Bruder aufsuchen."

Marfa Balsanowa lachte leise in sich hinein und sah ihm listig blinzelnd nach.

* * *

Die Kaiserlich St. Petersburger Gesellschaft für Hebung der Traberzucht hatte ihre Mitglieder zu einer außerordentlichen Versammlung eingeladen, um über die noch ausstehenden Rennen zu beraten, da infolge des Brandes viele Pferde zurückgezogen worden waren.

Nikolai selbst hatte damit den Anfang gemacht, mehrere Ställe waren ihm gefolgt, die Pferde sollten nach Moskau geschickt werden. Man verzichtete für diesmal auf Petersburg, da man der Bahn, auf der die Feuerwehr und die vielen Menschen herumgetram-

Digitized by Google

pelt, nicht mehr traute, trotzdem sie bei dem in der Nacht eingetretenen Tauwetter schnell hergerichtet werden konnte, um anstatt mit Schlitten auf Rädern zu fahren.

Da deshalb die programmäßig vorgesehenen Rennen nicht stattfinden konnten, wurden in der Versammlung neue Nennungen angenommen, was Olga Panowa zu einem schnellen Entschluß brachte. Sie wollte ihren Astyages nochmals dem Sipjaginschen Trajan gegenüberstellen, für den Fall, daß für ein solches Rennen ein lohnender Preis ausgeworfen würde.

Sie besprach sich mit dem Grafen, der Vorschlag wurde vom Komitee angenommen und für den nächsten Sonntag ein Drei-Werst-Rennen mit einem Preise von fünfzigtausend Rubel angesetzt, ein außergewöhnlich hoher Preis, der Sipjagins Einfluß und den besonderen Umständen zu verdanken war. Die Pferde sollten paarweise laufen, das zweite Pferd einen Trostpreis von zehntausend Rubel bekommen.

Die Ausschreibung sollte sofort veröffentlicht werden, obgleich man annahm, daß sich außer Olga Panowa und Graf Sipjagin kaum noch jemand melden, das Rennen somit zwischen diesen beiden bleiben würde.

Als Nikolai mit Olga Panowa die Versammlung verließ, fiel ihm ein, daß er zu Astas Bruder hatte gehen wollen. Der Gedanke machte ihn unmutig; er hatte die Geschichte fast vergessen gehabt, jetzt stand das noch vor ihm. Unwillkürlich entfuhr es ihm: „Hol ihn der Teufel!“

Olga blieb stehen und sah ihn erstaunt an. „Was hast du? Wem wünschst du so Angenehmes?“

Nikolai ärgerte sich. Es war zum Verzweifeln, seit dem vergangenen Tage kam er aus dem Schimpfen nicht heraus; es schien, als ob sich seine Natur ver-

Digitized by Google

wandelt hätte. Wenn doch alles ungeschehen zu machen, er so mit einem Male alles wieder los wäre. Im Augenblick erschien ihm selbst Asta wie eine Last.

Olga winkte einer Droschke.

Das brachte Nikolai wieder zu sich. „Willst du denn nicht mit mir fahren?“ fragte er. „Ich habe doch meinen Schlitten hier.“

„Fährst du denn nicht nach Hause?“ fragte Olga, als er seinem Kutscher Weisung gab.

„Nein, ich muß noch — bitte, steig nur ein!“

Er hakte die Pelzdecke ab und half ihr in den Schlitten.

„Wo mußt du denn hin?“

Eine Sekunde überlegte er. Aber erfahren mußte sie doch alles, sie zuerst. Warum sollte er ihr die unglückselige Geschichte nicht gleich erzählen. Ein wenig zögerte er noch, dann begann er: „Ich muß in dein Hotel, will den Mister Roberts sprechen. Er erwartet mich.“

Sie war verwundert. „Was hast du mit ihm? Willst du ihn Sipjagin abjagen?“

Es wurde ihm doch schwer, ihr die Wahrheit zu sagen — gerade ihr, trotzdem sie seine Verwandte war. Sie hatte Asta immer so ein bißchen für nicht ganz voll angesehen, ab und zu im Scherz gesagt, daß das deutsche Frauchen sich wohl schwer in Rußland einleben werde. Nun würde sie wieder spotten, wenn sie hörte, daß der Amerikaner Astas Bruder sei!

Nikolai war eifersüchtig bis zum Wahnsinn gewesen, als er denken mußte, daß seine Frau ihn hintergehe. Da hatte er begriffen, daß ihm Olga nichts galt. Nun wußte er nicht recht, wie er sich ihr gegenüber zu stellen habe, und antwortete unsicher: „Ich will ihn Sipjagin nicht abspenstig machen, denn er wird wohl

Digitized by Google

von selbst gehen. Es ist da etwas passiert, eine Geschichte —"

Er schwieg wieder, er konnte es nicht sagen.

„Was für eine Geschichte? Ich bin schon ganz neugierig." Einen Augenblick dachte sie an Asta, vielleicht war etwas mit ihr und dem Roberts los. Sie wunderte sich, daß sie sich nicht über diesen Gedanken freuen konnte, denn es wäre doch eigentlich sehr nett gewesen, wenn man dieser Deutschen, die immer so zimperlich tat und auf die Russinnen ein wenig hochmütig herabsah, einen Klaps versetzen konnte. Anstatt sich zu freuen, war sie aber mehr beunruhigt und fragte nochmals, schon etwas ungeduldig: „Was für eine Geschichte?"

„Roberts ist der Bruder meiner Frau."

Sie war so erstaunt, daß sie sprachlos blieb. Alles andere, nur das hatte sie nicht zu hören erwartet.

Sie waren am Hotel angelangt. Während sie die Treppe hinaufstiegen, sagte Nikolai: „Ich komme erst zu dir mit herein und erzähl' dir die ganze Geschichte."

Sie nickte, ohne ein Wort zu sagen. Sie war noch immer ganz verblüfft.

* * *

Eine halbe Stunde später klopfte Nikolai an die Tür von Roberts Zimmer, erhielt jedoch keine Antwort. Der Bewohner schien nicht anwesend zu sein, war wohl gekränkt, daß er ihn hatte warten lassen.

Es war spät, fast fünf Uhr, geworden, da fuhr Nikolai nach Hause, froh, daß er der unangenehmen Auseinandersetzung noch für eine Weile enthoben war. Er wußte ja eigentlich auch nicht so recht, was er tun sollte. Dem Herrn Robert v. Allenberg eine Summe Geld anbieten und ihm sagen: „Verschwinden Sie von der Bildfläche", ging nicht mehr an, denn Mama hatte

Digitized by Google

verlangt, daß ihr der neue Verwandte vorgestellt würde. Also das beste war, ihm zu schreiben, daß er kommen möge. Mama mochte dann das weitere entscheiden.

Daheim geriet Nikolai in eine große Gesellschaft. Es war heute Mamas Empfangstag oder Astas — wie man es nehmen wollte. Ihm fiel ein, daß Olga davon gesprochen, gesagt hatte, daß sie nicht kommen würde.

Ein neuer Gast hatte sich eingestellt, ein entfernter Verwandter Astas, den er auf der Hochzeit in Berlin gesehen, dessen Namen er aber wieder vergessen hatte.

Asta nannte ihn. „Erinnerst du dich noch? Ernst Adalbert v. Kahlenberg." Sie schien wie ausgetauscht, so freudig erregt. „Denk dir, er ist der deutschen Botschaft hier zugeteilt, hat Grüße von Mama gebracht!" Dann wurde sie nachdenklich und fügte leise hinzu: „Von Robert hab' ich ihm noch nichts gesagt. Hast du ihn gesehen?"

Nikolai schüttelte verdrießlich den Kopf. Also noch ein Deutscher, wenn auch einer, den man seinen Freunden vorstellen konnte, ein Botschaftsattaché! Aber es gefiel ihm nicht, daß Asta ihre Freude über das Wiedersehen so sehr zeigte. Er beobachtete den neuen Verwandten: ein äußerst vornehm aussehender Mensch, der so etwas an sich hatte, was die Ausländer vor den Russen voraushaben, namentlich die Deutschen. Zu seinem Ärger mußte Nikolai sich das eingestehen. In der Haltung lag es, in der Rasse. In den Russen steckte noch immer ein bißchen vom Tataren, das brach oft durch. Auch bei ihm äußerte sich der Tartar im Augenblick in dem Verlangen, den neuen Gast seine Faust fühlen zu lassen, während er ein paar glatte Worte mit ihm tauschte.

Er wurde noch zorniger, als er ein Weilchen später, während er andere Gäste begrüßte, sah, wie lebhaft

Digitized by Google

sich Asta mit diesem Vetter unterhielt. Viel zu lebhaft und nur mit ihm — das mußte doch auffallen!

Er trat zu ihnen und erzählte von der heutigen Versammlung des Rennvereins. Auch daß Olga Panowa nochmals am Sonntag gegen Graf Sipjagin fahren würde. Mit einem Blick auf Asta lud er Kahlenberg in die Mitgliederloge ein, von dem Gedanken geleitet: mag der Herr Attaché seinen Verwandten nur als Kutscher bewundern!

Betroffen hörte er Kahlenberg sagen: „Eine Dame fährt selbst? Das ist ja sehr interessant! Ich nehme gern an."

Das erschien Nikolai wie Spott. Zum ersten Male empfand er, daß Olga sich mit ihrer Fahrerei doch ein wenig über das, was einer Dame erlaubt ist, hinwegsetzte.

Daran dachte er noch, als die Gäste gegangen waren, verteidigte Olga jedoch, als beim Nachtisch seine Mutter darüber zu sprechen anfing.

„Wo steckte denn Olga heute?" fragte sie. „Lassen ihr die Pferde nicht einmal Zeit, an einem Tag der Woche hier eine Tasse Tee zu trinken? Das kommt davon, wenn sich Damen mit Dingen abgeben, die sich nicht für sie schicken. Olga hätte wieder heiraten sollen, dann wäre sie nicht auf solchen Gedanken gekommen."

„Aber, Mama, ich finde, Olga zeigt ganz besonderen Mut, wenn sie —"

„Ach — Mut! Eine Frau braucht nicht mutig zu sein. Hübsch muß sie sein, sich zu kleiden verstehen, sich nicht unter Stallkutschern herumtreiben."

Sie räusperte sich und schielte nach Asta hin. Die letzten Worte waren ihr gegen ihren Willen entschlüpft. Sie hatte nicht an Astas Bruder gedacht, die Schwiegertochter nicht verletzen wollen. Im Gegenteil — sie

Digitized by Google

hatte sich entschlossen, Asta unter ihre besondere Obhut zu nehmen. Sie war noch immer ärgerlich auf Nikolai des Skandals wegen, den er am Tage vorher angerichtet. Die arme, kleine Frau so in Angst und Schreck zu setzen, daß sie aus dem Hause gelaufen war!

Sie wendete sich plötzlich zu Asta und nahm deren Hand in ihre beiden.

„Wir Frauen", fuhr sie lebhaft fort, „müssen zusammenhalten. Nikolai weiß gar nicht zu schätzen, was er an dir hat. Was denkst du, Asta, soll ich dich nach Cannes mitnehmen?"

Eine plötzliche Laune war es, die ihr den Gedanken eingab.

Sie wartete gar nicht auf Antwort, sondern wendete sich an Nikolai: „Warst du schon bei Astas Bruder? Wann kommt der Herr? Ich bin neugierig, will ihn sehen. — Du hast ihn nicht angetroffen? Willst ihm schreiben? Das geht nicht. Fahre nur nochmals hin und bring ihn her — Asta sehnt sich nach ihm, ich merke das." Dann wieder zu Asta: „Es ist ein Vetter von dir, dieser Botschaftsattaché?" Sie lächelte ein wenig spöttisch. „Also ein Vetter! Scharmanter Mensch, sehr hübsch, sehr hübsch."

Asta sah, daß Nikolai sich ärgerte. Sie suchte zu vermitteln. „Wenn Nikolai jetzt nicht mehr ausfahren will, kann man — könnte ich meinen Bruder ja telephonisch anrufen."

Davon wollte die Mama nichts wissen. „Nein, Nikolai soll zu ihm fahren. — Hörst du, Nikolai, fahr gleich, sonst wird es zu spät!"

Es blieb nichts anderes übrig, Nikolai mußte fahren.

Nach einer Stunde kam er mit Robert zurück.

Es schien alles gut verlaufen zu sein, wenigstens ließ sich Nikolai nichts merken, sondern sagte nur zu

Digitized by Google

Asta, die ein wenig zaghaft auf der Treppe stand: „Hier bring' ich dir deinen Bruder. Führe ihn, bitte, zu Mama!"

Robert reichte ihr die Hand, nickte dem Schwager zu und ging mit ihr durch die prachtvollen Zimmer ganz gleichgültigen Gesichts, als wäre die Welt, in der er jahrelang gelebt, die gleiche gewesen wie die, in die er jetzt eintrat.

Asta mußte an das unbehagliche Hotelzimmer denken, an sein Leben auf der amerikanischen Farm, an Sorge und Arbeit, die auf ihm lasteten, an die Menschen, mit denen er zu tun hatte, die seinen täglichen Umgang bildeten — Stallmenschen.

Nichts von alledem hatte auf ihn abgefärbt, er bewegte sich so sicher auf den kostbaren Teppichen, schritt über das glatte Parkett, als ob sein Fuß nie anderen Boden betreten. Dazu sah er so vornehm, so hübsch aus — ein vollendeter Aristokrat, so daß sie unwillkürlich einen Vergleich mit ihrem Manne anstellte.

Darüber errötete sie. Das durfte ihr nicht in den Sinn kommen, wenn es auch ihr Bruder war. Für sie mußte ihr Mann der schönste und vornehmste sein.

Ihre Gedanken waren ungehörig, und sie erschrak heftig, als sie sich bewußt wurde, daß sie noch einen anderen in den Vergleich gezogen — Ernst Adalbert v. Kahlenberg. Sie blieb verwirrt vor der Tür zu Marfa Balsanowas Zimmer stehen, an die der vorangehende Diener eben behutsam klopfte.

Die Kammerfrau steckte den Kopf heraus, sah die beiden eine Sekunde an und sagte dann: „Die Herrin wünscht nur den Herrn zu sehen. Sie wird die junge Herrin rufen lassen, wenn —"

Robert küßte Asta leicht auf die Stirn. „Auf Wiedersehen, Schwesterchen. Ist nichts zu machen, hier

Digitized by Google

regiert die Schwiegermama. Hab' das schon bemerkt, als dein Mann mir die Einladung brachte."

Die Kammerfrau hatte die Tür geöffnet, Robert mußte eintreten. Asta schlich durch die Reihe der Zimmer mit gesenktem Kopf zurück.

Nur einen Augenblick brauchte Robert, um sich zurechtzufinden. Marfa Balsanowa saß in einem Sessel am Kamin, vor ihr auf einem kleinen Tische stand ein silbernes Kästchen mit Zigaretten und eine angezündete Wachskerze, deren Licht in der elektrischen Beleuchtung des Raumes rötlich schimmerte.

Robert trat auf die alte Dame zu und verbeugte sich. „Gestatten Gnädigste: Robert v. Allenberg. Sie haben befohlen —"

Robert sagte das in fließendem Französisch, worüber Marfa Balsanowa entzückt war. Sie reichte ihm die Hand hin, die er leicht mit den Lippen berührte. Auch das gefiel ihr, so daß ihre Hand, als sie sie wieder zurücknahm, einen Augenblick zögerte; sie hätte ihm gern über den hübschen Kopf gestrichen.

Dabei stieg ein kleiner Verdruß in ihr auf. Sie konnte mit ihren Augen den Spiegel nicht erreichen, um einen Blick hineinzuwerfen und zu prüfen, wie ihr Gesicht aussah. Auch an eine bessere Toilette hatte sie nicht gedacht, saß in dem Kleide da, das sie bei Tisch angehabt. Die dumme Pute, die Mascha, hatte auch an gar nichts gedacht, trotzdem sie ihr gesagt, daß sie Besuch erwarte.

„Setzen Sie sich," sagte sie höflich, „und lassen Sie uns plaudern. — Wie ich höre, kommen Sie aus Amerika?"

Robert verbeugte sich nochmals und setzte sich ihr gegenüber. „Ja, ich war längere Zeit in Amerika."

„Hat Ihnen Amerika gefallen?"

Digitized by Google

Er wurde nicht verlegen, obgleich er doch etwas anderes erwartet hatte, ein Wort darüber, daß er der Bruder ihrer Schwiegertochter war. Sie aber leitete eine Unterhaltung ein wie mit einem ihr empfohlenen Fremden, der ihr seine Aufwartung machte.

„Gewiß, sehr gut. Ich war gern dort."

„Sind aber doch nun jetzt hier bei uns in Rußland?"

Er bestätigte diese Tatsache mit einer Beugung des Kopfes.

Da hörte er plötzlich leises Lachen. „Wollen wir uns nicht demaskieren?" fragte Marfa Balsanowa.

Er konnte nichts Besseres tun als auch zu lachen. „Mit Vergnügen, gnädige Frau! Ich bin mir aber eigentlich nicht bewußt, eine Maske vorgesteckt zu haben."

„Doch, doch! — Warum sind Sie nicht gleich zu uns gekommen? War es nötig, erst so großen Wirrwarr zwischen Ihrer Schwester und meinem Sohn anzurichten?"

„Verzeihen Gnädige, aber ich konnte nicht wissen, ob man mich empfinge — in meiner immerhin abhängigen Stellung."

„Diese Stellung müssen Sie natürlich aufgeben. Sie begreifen, daß sich das nicht mit der Umgebung verträgt, in der Ihre Schwester jetzt lebt."

„Es hätte sich auch nicht mit der Umgebung vertragen, in der meine Schwester bisher gelebt, mit dem Kreise, zu dem meine Familie, meine Mutter gehört. Deshalb habe ich mich ferngehalten von meinem Elternhaus. Für meinen Jugendleichtsinn mußte ich das als Strafe hinnehmen."

Die kluge Frau begriff die kleine Zurückweisung sehr gut. Sie lachte wieder leise auf. „Den Stolz Ihrer früheren Lebensstellung haben Sie sich jedenfalls bewahrt."

Digitized by Google

„Gewiß, gnädige Frau, den habe ich mir bewahrt."

„Dann müssen Sie Ihre Stellung um so mehr aufgeben."

„Das läßt sich doch nicht so schnell machen, gnädige Frau. Ich bin dem Grafen verpflichtet, kann nicht einfach meinen Kontrakt zerreißen."

Sie hob verächtlich die Schultern. „Ein Stück Papier!"

Robert stand von seinem Stuhl auf. „Gnädige Frau, ich würde Graf Sipjagin in die größte Verlegenheit bringen, wenn ich Sonntag nicht für ihn führe. Ich denke, wir lassen alles wie es ist: niemand braucht zu erfahren, daß ich Astas Bruder bin, und ich gehe wieder, wie ich gekommen, sobald der Graf mich freigibt."

Marfa Balsanowa war es nicht gewohnt, daß man ihr widersprach; auf ihren Wangen zeigten sich unter dem Puder ein paar kleine rote Flecken. Sie nahm eine Zigarette und zündete sie an der Kerze an. Erst als sie schnell einige Züge geraucht, wandte sie sich wieder ihrem Gaste zu. „All das erscheint mir unangebracht, ein übertriebenes Pflichtgefühl, darin seid ihr Deutschen ja groß. Aber Sie sind hier bei mir im Hause gewesen, ich habe Sie empfangen!"

„Es tut mir unendlich leid, gnädige Frau, Ihren Unwillen zu erregen, aber die bevorstehende Fahrt am Sonntag darf ich dem Grafen nicht verweigern."

Sie dachte einige Sekunden nach. „Setzen Sie sich wieder. Sie brauchen nicht gleich fortzulaufen, ich finde schon einen Ausweg. Hören Sie meinen Vorschlag. Wenn es nicht anders sein kann, fahren Sie am Sonntag, aber nur noch das eine Mal. Ich werde mit dem Grafen sprechen. Dann sind Sie einstweilen unser Gast. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ich muß wohl gehorchen. Ich weiß ja, gnädige

Digitized by Google

Frau, daß eine energische Dame doch stets ihren Willen durchsetzt."

„So, jetzt gehen Sie zu Asta. Ich komme später nach. Sie trinken den Tee mit uns."

Gegen diesen Befehl ließ sich nichts einwenden. Robert verneigte sich und ging.

Marfa Balsanowa rief ihre Kammerfrau. „Kleid mich um! In diesen Lappen hast du mich hier sitzen lassen! Ich hatte dir doch gesagt, daß ich Besuch erwarte! — Gib mir den Spiegel. Mein Gesicht sieht gewiß gräßlich aus, denn den Puder hast du auch vergessen gehabt! Wenn ich an alles selbst denken soll, brauche ich dich doch nicht, dann kannst du dich aus dem Hause scheren!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichtliche Denkzeichen aus alter und neuer Zeit. Von Alex. Cormans

Mit 9 Bildern (Nachdruck verboten)

Unter den über die ganze Erde verstreuten Denkzeichen, die von pietätvollen Nachlebenden zur Erinnerung an denkwürdige Geschehnisse errichtet worden sind, und von denen wir eine kleine Auslese hier im Bilde wiedergeben, ist eines der merkwürdigsten wohl das gezimmerte Holzkreuz, das sich auf einem Felsgipfel inmitten der zerklüfteten Steinwildnis des Sinaigebirges erhebt. Nach dem Glauben derer, die es aufgerichtet, soll es die Stelle bezeichnen, auf der Moses gestanden, als „die Herrlichkeit des Herrn an ihm vorüberging".

Freilich ist es keineswegs sicher, daß man es hier in der Tat mit dem Berge Horeb der Heiligen Schrift, dem Gesetzgebungsberge, zu tun hat. Nicht weniger als drei Gipfel des in einzelnen Teilen noch heute unerforschten, unwegsamen Gebirgsstockes wetteifern um die Ehre, den Namen jenes sagenhaften Berges tragen zu dürfen, und die meisten Forscher wollen sie nicht dem auf unserer Photographie dargestellten Felsblock, sondern dem heutigen Dschebel Musa zusprechen, der denn auch das Hauptziel der Sinaipilger bildet. An seinem Fuße liegt in einer Talschlucht das festungsartige Sankt Katharinenkloster, das der Überlieferung nach schon 527 vom byzantinischen Kaiser Justinian gegründet wurde; in einer Höhe von 2097 Metern erhebt sich auf ihm die Kapelle des Propheten Elias, der hierher flüchtete, nachdem er am Bache Kison die Baalspriester erschlagen, noch höher steht das Kirchlein, an dessen Stelle Moses dereinst die Gesetzestafeln empfangen haben soll. Andere dagegen wollen aus den spärlichen Angaben der Bibel und aus den topographischen Besonderheiten

Digitized by Google

der Umgebung den Schluß ziehen, daß der südlich gelegene Katharinenberg oder der nordwestliche Serbal als der Berg Horeb angesehen werden müßten. Eine

Das Kreuz auf dem Gipfel des Sinai.

endgültige Lösung der Streitfrage wird selbstverständlich immer unmöglich bleiben.

Auf sicherem geschichtlichen Boden stehen wir dagegen angesichts des Erdhügels, von dem wir aus der Beschreibung des Pausanias wissen, daß er der „Soros", das Grab der im Jahre 490 vor Christus bei Marathon

Digitized by Google

gefallenen einhundertzweiundneunzig Athener, ist. Zur Zeit seiner Errichtung hatte dieser Hügel eine Höhe von zwölf Metern und hielt ungefähr einhundertfünfzig Meter

Das Grab der Gefallenen von Marathon.

im Umfange. Heute haben sich seine Größenverhältnisse etwas geändert, aber die Zweifel an seiner Übereinstimmung mit jenem geschichtlichen Heldengrab mußten verstummen, als die im Jahre 1890 vorgenommenen Nachgrabungen wirklich zur Auffindung der Gebeine der ge-

Digitized by Google

fallenen atheniſchen Hopliten und der ihnen bei der Beſtattung beigegebenen Waffen führten.

Der Löwe von Chäroneia.

Ob es ſich bei jenem Siege des Miltiades in der Tat um einen Kampf von nur neuntauſend Griechen gegen hunderttauſend Perſer gehandelt hat, oder ob der Ge-

Digitized by Google

schichtsschreiber zur größeren Ehre seines Volkes bei den Zahlenangaben etwas willkürlich zu Werke gegangen ist, jedenfalls müssen wir beim Besteigen dieses Hügels etwas von den heiligen Ehrfurchtsschauern empfinden,

Die Stelle, an der die Jungfrau von Orleans den Feuertod erlitt.

die die Vorstellung heldenhafter Tapferkeit und opfermutiger Vaterlandsliebe auf dem Schauplatz solcher unvergänglichen Großtaten in jeder begeisterungsfähigen Menschenseele auslöst.

Noch erhebender vielleicht und erschütternder mag

Digitized by Google

der Eindruck sein, den wir beim Anblick des im Jahre 1880 ausgegrabenen und wieder aufgerichteten kolossalen Marmorlöwen empfangen, der als der „Löwe von Chäroneia“ immer eines der großartigsten geschichtlichen Denkzeichen bleiben wird. Hier, wo einst in einer fruchtbaren Ebene am Petrachosberg, südlich vom Kephisos, die westlichste Stadt des alten Böotien lag, starben im August des Jahres 338 vor Christus Hunderte von Athenern und Thebanern im Kampfe gegen den siegreichen Philipp

Denksäule
zur Erinnerung an die erste Landung auf Barbados.

Digitized by Google

Die Julisäule
auf dem Bastilleplatz in Paris.

von Makedonien für ihr Vaterland den Heldentod. Mit dem zu ihrem Gedächtnis errichteten Löwen zugleich wurden im oben genannten Jahre die Überreste von zweihundertsechzig Gefallenen dem Schoß der Erde entrissen, in dem sie mehr als zwei Jahrtausende hindurch geruht hatten. Ein Teil der Gebeine wurde nach Athen überführt, wo sie mit den Rüstungen und Waffen, die man ihnen beim Begräbnis belassen, jetzt im Museum ausgestellt sind.

Einen gewaltigen Schritt über viele Jahr-

Digitized by Google

hunderte hinweg bedeutet die Betrachtung des in unserer Bilderreihe folgenden Denkzeichens, der in das Pflaster einer Straße von Rouen eingelassenen Steinplatte nämlich, deren Inschrift uns von der hier erfolgten Hinrichtung der Jeanne d'Arc, der „Jungfrau von Orleans", berichtet. Am 6. Januar 1412 in Domremy, einem Dörf-

Der niederländische Löwe bei Belle-Alliance.

chen der Champagne, geboren, erlitt das ungewöhnliche Mädchen, die Befreierin Frankreichs vom englischen Joche, hier im Jahre 1431 den Feuertod, nachdem sie einem der schmachvollsten Prozesse unterworfen worden war, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. Nach einer Reihe glänzender, vielfach nahezu wunderbarer Siege, die nicht nur ihren persönlichen Mut, sondern auch ihr unleugbares Feldherrntalent in das hellste Licht gesetzt hatten, nach der allein durch sie ermöglichten Reimser Krönung des unwürdigen Königs

Digitized by Google

Karl VII., war sie bei einem mit geringer Begleitung unternommenen Ausfall aus der von Engländern und Burgundern bedrängten Festung Compiègne von ihrem Glücksstern verlassen worden. Die Feigheit ihrer Landsleute hatte ihre Gefangennahme durch die Burgunder verschuldet, und der elende König, der ihr alles verdankte, rührte keinen Finger, sie zu befreien. Anfangs in milder burgundischer Gefangenschaft gehalten, wurde sie dann ihrem Kerkermeister de Ligny von den Engländern für zehntausend Livres „abgekauft", und ein nichtswürdiger Ankläger gab sich dazu her, sie in einem fluchwürdigen Prozeß der Anbetung des Teufels und seiner Dämonen zu überführen. Das Verhalten der kaum neunzehnjährigen Dulderin blieb bis zum letzten Augenblick durchaus edel und würdig, und als ihre Peiniger es durch die grausamste Behandlung und die hinterlistigsten Ränke dahin gebracht hatten, daß sie nach einem ersten, gnädigeren Urteil zum Feuertode verdammt werden konnte, bestieg sie mit dem Mute und dem unerschütterlichen Gottvertrauen einer wahren Märtyrerin den auf dem Marktplatz von Rouen errichteten Scheiterhaufen.

Die zwanzig Jahre nach ihrem Tode erfolgte Wiederaufnahme ihres Prozesses, die nach sechsjähriger Untersuchung mit der Erklärung ihrer Unschuld endete, sowie ihre spätere Seligsprechung haben die Schmach nicht auslöschen können, mit der sich Frankreich und England durch ihr Verfahren gegen dies unglückliche Mädchen behaftet haben.

Im Juli des Jahres 1605 landete ein europäisches Handelsschiff an der Küste von Barbados, der vierhundertdreißig Quadratkilometer großen östlichsten Antilleninsel, die schon 1519 von den Portugiesen entdeckt, aber von ihnen nicht förmlich in Besitz genommen wor-

Digitized by Google

den war. Die Landung geschah rein zufällig, da das Schiff einen ganz anderen Bestimmungsort hatte; aber

Denkstein an der Stelle der ersten Goldfunde in Australien.

der Kapitän hatte kaum herausgebracht, daß die Insel tatsächlich herrenlos war, als er sich auch schon beeilte, sie mit Beschlag zu belegen. Die Bewohner von Barbados errichteten am 30. November 1905 eine von einem

Digitized by Google

Kreuz gekrönte steinerne Denksäule zur Erinnerung an den gelungenen Handstreich jenes Kapitäns.

Ungleich bekannter und berühmter als dies bescheidene Wahrzeichen ist jene andere Säule, die sich hoch und schlank auf dem Bastilleplatz in Paris erhebt, und die jeder Besucher der französischen Hauptstadt als Julisäule kennt. Da, wo sie heute aufragt, stand einst jene feste Zwingburg, deren Bau 1369 auf Befehl König Karls V., durch den Pariser Bürgermeister Hugues Aubriot begonnen und 1383 unter Karl VI. vollendet worden war. Ursprünglich als ein Bollwerk gegen die Engländer gedacht, diente die „Bastille" später vornehmlich als Staatsgefängnis und war besonders berüchtigt und gefürchtet wegen ihrer unterirdischen Kerker, die als grabähnliche, feuchte Höhlen neunzehn Fuß unter der Fläche des Hofraumes lagen. Hier pflegten die Persönlichkeiten, die sich einem Machthaber politisch mißliebig gemacht hatten, für immer zu verschwinden. Bei Beginn der großen französischen Revolution, am 14. Juli 1789, rottete sich eine aufgeregte Volksmenge zusammen, um die als Sinnbild der Tyrannei verhaßte Bastille zu erstürmen.

Unter den zahlreichen Denkmälern auf jenem Schlachtfelde, auf dem am 18. Juni 1815 die Macht des ersten Napoleon den Todesstoß empfing, dem Schauplatz jenes letzten Entscheidungskampfes, den die Deutschen die Schlacht bei Belle-Alliance, die Franzosen die Schlacht bei Mont-Saint-Jean und die Engländer die Schlacht bei Waterloo nennen, ist eines der imposantesten das unter dem Namen des „Löwen von Waterloo" bekannte holländische. Es besteht in einer sechzig Meter hohen Pyramide, die auf einem Sockel den niederländischen Löwen trägt. Die Preußen errichteten einen von dem Eisernen Kreuz gekrönten Obe-

Digitized by Google

lisken und die Franzosen ein Monument, auf dem der für sie so unglückliche Ausgang der Schlacht durch einen sterbenden Adler versinnbildlicht ist.

Ein einfacher, roh behauener Stein bezeichnet, seiner Inschrift zufolge, die Stelle, wo im Jahre 1851 zu Ballarat in Australien der erste Goldfund gemacht wurde. Diesem Goldfund hat die Stadt Ballarat in Viktoria überhaupt ihre Entstehung zu verdanken. Die Ausbeute war namentlich in den ersten Jahren ganz ungeheuer. Sie stieg im zweiten Jahre auf die Summe von zweihundertzweiundfünfzig Millionen Mark, und erzeugte ein beispielloses Goldfieber, das erst mit der völligen Erschöpfung der Lager nachließ. Allerdings muß es damals auch eine recht kostspielige Sache gewesen

Das Christusstandbild auf der Grenze zwischen Chile und Argentinien.

Digitized by Google

sein, in Ballarat zu leben. Ein Pferd, das vorher für zweihundert bis dreihundert Mark zu haben gewesen war, kostete 1853 mindestens dreitausend Mark, ein Glas Branntwein wurde zuzeiten mit vierzig Mark bezahlt und eine Ration Hafer mit zwanzig Mark. Diese glänzenden Zeiten sind nun für Ballarat auf immer vorüber, aber es ist begreiflich, daß die Bewohner das Bedürfnis fühlten, ihre Erinnerung durch jenes schlichte Denkzeichen festzuhalten.

Bemerkenswert durch den Anlaß und den Ort seiner Aufstellung mag endlich auch das riesige Christusstandbild erscheinen, das die Reihe unserer Aufnahmen beschließt. Es erhebt sich nämlich auf dem höchsten Punkte jenes Andenpasses, über den die Grenze zwischen den südamerikanischen Staaten Argentinien und Chile dahinläuft. Nach langjähriger Spannung, die wiederholt den Ausbruch eines Krieges befürchten ließ, hatten im Jahre 1903 die genannten Staaten ihre Streitigkeiten friedlich beigelegt. Nachdem der zum Schiedsrichter berufene Gesandte der Vereinigten Staaten den eigentlichen Grenzstreit im wesentlichen zugunsten von Argentinien entschieden hatte, einigten sich die Regierungen dahin, die begonnenen Rüstungen einzustellen, die im Bau begriffenen Kriegschiffe zu verkaufen und einen Freundschaftsvertrag zu vereinbaren, dessen Abschluß am 21. Mai 1903 in Buenos Aires unter großem Jubel der Bevölkerung festlich begangen wurde. Auch das als eigenartiges Grenzzeichen errichtete Christusbild verdankt diesem Anlaß seine Entstehung, und es führt die hochklingende Inschrift: „Eher sollen diese Berge in Staub zerfallen, als daß die Völker von Argentinien und Chile den Frieden brechen, für den sie sich zu Füßen Christi des Erlösers verbürgt haben."

Digitized by Google

Der Nebenbühler

Eine Kriegsnovelle von Richard Warmer

(Nachdruck verboten)

Ihre Lehrer und Mitschüler nannten die beiden „die Konkurrenten". Der Lehrer im deutschen Unterricht, bemüht, dem Fremdwort aus dem Wege zu gehen, sprach lieber von „Nebenbuhlern", und da der Vatername des älteren der beiden Gymnasiasten Bühler lautete, griff er, der in gutgelaunten Stunden gern einen Witz machte, das naheliegende Scherzwort auf und bezeichnete Heinrich Ellwang als Martin Bühlers „Nebenbühler".

Als Wettbewerber galten sie besonders, seit sie in den oberen Klassen saßen, wo es darauf ankam, dem methodischen Gängelbande zu entwachsen, und wo der geistig und körperlich lebhaftere, mit einer gewissen lässigen Wegsicherheit, die ihn aus so mancher unheimlichen Stelle der pennalen Irrgänge herausbrachte, begabte Ellwang dem nun schon langjährigen Inhaber des Primussitzes immer näher rückte. Eigentlich ohne großes Zutun seinerseits. Der Wettkampf war eben mehr ein hartnäckiges Beharren auf der einen, als eine ausgeprägte Angriffslust auf der anderen Seite.

Manches in ihrem Charakter drückte sich schon äußerlich aus. Der Primus war ein untersetzter, für sein Alter fast behäbiger Jüngling, der immer tief in den Kragen seines langen dunklen Rockes versunken ging. Ellwang war nicht größer von Wuchs, aber von einer federnden Art, sich zu strecken und zu bewegen, die seinen schlanken Körper an Größe gewinnen ließ. Bühler war langsam, linkisch, unsicher — Ellwang der leichteste und sicherste Tänzer. Hörte so mit dem Verlassen des Klassenzimmers die Konkurrenz von selbst auf, so setzte sich der im Tanzstundensaal leichtlich Ge-

Digitized by Google

schlagene um so mehr in den Kopf, im Unterricht aller Fächer der Primus zu bleiben, was ihm wiederum der andere nicht sauer machte. Trotzdem geschah es immer häufiger, daß die Mitschüler an ihren Leistungen Vergleiche anstellten, die nicht zugunsten des Primus ausfielen, und daß der Deutschlehrer beim Zurückgeben der Aufsätze sagte: „Bühler, Ihre Arbeit ist gut, kein Wort zuviel, keines zu wenig, Thema richtig erfaßt und erschöpft. Aber — im ganzen zu trocken! Ihr Nebenbühler hat die Sache eleganter angepackt, auch den Humor nicht fehlen lassen. Das Steiflederne" — jetzt zur Klasse gewandt — „ist überhaupt der Fehler von Ihnen allen!"

Bühler verschwand nach solchen Zwischenfällen immer tiefer in seinen Rockkragen, und während in der Pause die anderen den glücklichen Ellwang mit scherzendem Neide stichelten, blieb er still auf seinem Platze. Dann geschah es wohl, daß der gutmütig Strahlende mit gerötetem Gesicht zu ihm trat, um sich gleichsam selbst wegen seines „Dusels" bei ihm zu entschuldigen.

So blieb das Verhältnis zwar ohne jeden absichtlichen Stachel, aber je deutlicher der andere den Verdacht ehrgeiziger Streberei nicht aufkommen zu lassen bemüht war, um so mehr fraß sich doch in Bühlers Seele das leise bohrende Gefühl ein, daß der Nebenbuhler, wenn er einmal wolle, leichtlich mehr aus sich herausholen könne, als ihm selbst für die Behauptung seiner Stellung Reserven blieben. Es war ihm auf einmal lieb, daß die Schulzeit bald zu Ende ging. Bei der Versetzung nach Oberprima überwog bereits in der Klasse die Ansicht, daß es zwar erwünscht sein müsse, wenn der alte Klassenerste auch diesmal der Ehren des Primus gewürdigt werde, wie er es durch Fleiß, Aufführung und allgemeine Achtung nicht anders verdiene, aber

Digitized by Google

daß bei einer von allen Rücksichten abgelösten Entscheidung die Wage sich doch eher für Ellwang neigen müsse. Das schien auch die Meinung der Lehrer. Bühler, der „Paster", teils wegen seiner Erscheinung, teils des gewählten künftigen Berufs wegen so geheißen, behielt den Platz als erster, aber Ellwangs Zeugnis war das bessere.

Bühler ging übrigens in diesem letzten Schuljahre, soweit es sein schwerfälliges, nie einer gewissen Würde entbehrendes Temperament zuließ, mehr aus sich heraus, was sich symbolisch durch das zunächst als Sensation aufgenommene Auftauchen eines sichtbaren Halskragens aus dem Urväterrocke sinnfällig machte. Das Jahr verfloß, die Oberprima war im allgemeinen auf einer leidlich gleichmäßigen Höhe, und so bestanden alle. Die beiden „Konkurrenten" mit der ersten Note. Nach dem Examen bezogen sie dieselbe Universität, ohne aber, da verschiedenen Berufen gewidmet, einander häufiger zu sehen. Sich mit Absicht zu suchen, dazu gebrach es bei allen schulfreundschaftlichen Erinnerungen an tieferem gegenseitigen Verstehen.

Als die Vorlesungen geschlossen wurden, kam der Krieg. Unter den Tausenden, die sich freiwillig stellten, traten auch sie in das Heer. Eine aufgeregte Menge drängte sich an den Tagen der deutschen Mobilmachung auf den Straßen. Die Kasernen und Bezirkskommando waren umlagert. In langem, schwarzem Rock, den Kopf tief in den Kragen gezogen, kam einer die Treppe herunter, gestoßen, vorwärts geschoben, von den neu Hereinstürmenden aufgehalten. Zuletzt flog er fast in den sonnigen, mit jungen Kastanien bestandenen Hof.

„Ah, der Paster — hurra!" Ellwang hatte ihn an der Schulter gepackt. „Bist du genommen?"

Digitized by Google

„Ja.“

„Ich auch! Paſter, das müſſen wir feiern!“

„Wenn es dir recht iſt — am Bahnhof. Ich will daheim Abſchied nehmen.“

Als ſie auf Heil und Sieg anſtießen, meinte Ellwang, man müſſe verſuchen, in dieſelbe Kompanie zu kommen.

„Wenn es geht —“ erwiderte Bühler langſam. Seine Augen blickten geradeaus, als ſuche er etwas in der Vergangenheit, dann glitt ſein Blick langſam und heimlich über den Schulfreund, und während er den gewölbten Rücken noch mehr einzog, reckte er das runde Kinn faſt herausfordernd nach oben. „Wenn es geht,“ ſagte er noch einmal, aber diesmal mit einer an ihm ganz eigentümlich entſchloſſenen Betonung. „Mir ſoll's recht ſein!“

Als ihn Ellwang zum Zuge brachte, ſah der behäbige, rundliche „Paſter“ beinahe kriegeriſch aus. —

Sie wurden wirklich beide der fünften Kompanie zugewieſen; faſt ein Viertel der Mannſchaft waren Studenten. Mitte September ſahen ſie die franzöſiſche Grenze. Als ſie den Zug verließen, hörten ſie die erſte ferne Kanonade. In endloſer Reihe ging es die ſtaubige Landſtraße dahin, zwiſchen ebenſo endloſen Kolonnen von Geſchützen und Gefährten aller Art. War ſchon während der langen Bahnfahrt die Hitze ſchier unerträglich geweſen, hier draußen lag eine Wolke von Staub und Glut über den Köpfen, dumpf, drückend, von keinem Windhauch geteilt, immer aufs neue aufgewühlt von dem Tritt der Bataillone, von den Hufen der Pferde, den ächzenden Rädern der Karren. Ein grauer Rieſenwurm wälzte ſich fort, hügelauf und talab, ſchob ſich dahin zwiſchen Feldern und Wieſen, zwängte ſich durch regungsloſe Baumgruppen und nackte Felswände und beſpie, was im Umkreiſe ſeines Atems war,

Digitized by Google

mit seinem mißfarbenen Auswurf. Staub auf den Röcken, auf den Waffen, staubige Krusten auf Gesicht und Hand, Rinnen graugefärbten Schweißes zwischen Helm und Hals, Stirn und Kinn. Die Gespräche waren längst verstummt, jetzt versiegten auch die einzelnen Zurufe galgenhumoristischer Aufheiterung. Die Zungen klebten am Gaumen, die Lider über dem halb geschlossenen Auge.

Neben dem Hauptmann der Fünften stapfte der kleine Leutnant v. Bieber mit seinen kurzen Beinen dahin. Sonst keck und vorwitzig jederzeit, jetzt stumm und gedrückt. Nur ab und zu ein unterdrückter Fluch zwischen den sandknirschenden Zähnen.

Der Hauptmann sah gutmütig vom Pferde. „Na, Bieberchen — wie is uns? Beinahe wie auf dem Exerzierplatz? Was?"

„Schon mehr Wüste Sinai, Herr Hauptmann. Können Herr Hauptmann von Ihrem erhabenen Sitzplatz noch nicht das gelobte Land erblicken, da Mumm und Clicquot wächst?"

„Nee. Möchte selbst gern! — Na, nur Mut!"

Da rückte der kleine Leutnant an seinem Helm, sich zum hundertsten Male die Tropfen abstreichend, die von seinen starken dunklen Augenbrauen in das semmelblonde Schnurrbärtchen rollten, und brummte. „Na, 's is ja ejal — wir werden's schon machen!"

„Wir werden's schon machen," murmelte auch der neugebackene Gefreite-Ellwang seinem Nebenmann zu.

„Kommt alles!" Dumpf, wie aus einem verschütteten Brunnen kam die Antwort des Mitgefreiten Bühler. Er machte einen Versuch, sich zu räuspern, aber es kam nur zu einem Gekrächze aus vertrockneter Schleimhaut.

„Paster, wenn du heut predigen müßtest —"

Digitized by Google

Ellwang vollendete nicht, es war ihm auf einmal nicht mehr zum Witzeln. So glitt nur sein Blick kameradschaftlich besorgt auf den Freund, aber sofort beruhigte er sich. Mit demselben Gleichmut, wie er gesprochen, schob der seine massiven, wohl gepolsterten Knochen weiter. Nur der Hals saß noch etwas tiefer in der grauen Binde, man sah bloß Kopf und Rumpf. Die unteren Gliedmaßen verschwanden in den wirbelnden Staubfiguren. Reden konnte auch er nicht, aber wieder ging sein seitlicher, ein klein wenig mit gutmütigem Spott getränkter Blick auf den Freund, als wollte er sagen: Wenn du glaubst, die Kompanie sei wie die Prima, so täuschest du dich gewaltig!

Das Geschützfeuer kam näher und näher. Im Westen, wo die Sonne in trübem Rot zur Rüste ging, quoll schwärzliches Gewölk, zerfetzt von flammenden Zungen. Bei einer Biegung des Weges schwelte der brenzliche Geruch brennender Balken, der Glutatem erhitzten Mauerwerks herüber. Ein großes Bauerngehöft lag dort in Schutt. Nur eine Mauer stand noch mit gähnenden Fensterhöhlen. Herrenlos gewordenes Vieh lief brüllend umher. Ein zerschossener Kraftwagen lag quer über der Straße. Die Kolonnen stauten sich, es kam zu einer kurzen Rast. Rechts und links sanken die Ermatteten in den Straßengraben, suchten die Verschmachtenden nach einer Kühlung, nach einem Tropfen Wasser, nach staubüberzogenen Brombeeren, lasen die von den Vögeln herabgeworfenen Ebereschenfrüchte auf. Es war wenigstens die Vorspiegelung einer Erquickung.

Vorwärts!

Der Heerwurm wälzte sich weiter. Adjutanten prescht en heran, hielten beim Stab, jagten weiter. Links am Horizont stand ein Fesselballon, hell blinkend

Digitized by Google

wiegte sich ein Flieger im Äther. Tiefe, trichterförmige Löcher zerrissen das glatte, weiße Straßenband, es war keine Möglichkeit mehr, zwischen den Wagen, Proviant- und Munitionskolonnen durchzukommen.

Das Bataillon schwenkte ab, hinüber auf das Feld. Die Wagenzeilen hielten. Ihnen entgegen kam eine andere, lange, langsame Flucht. Das Rote Kreuz zeigte ihre Bestimmung. Verwundete, Verstümmelte, Sterbende. Die Wagen wanden sich durch die Granatlöcher hindurch. Die Achsen knirschten, die Räder kreischten. Geschrei und Befehle. Einzelne Reiter tauchten aus dem Chaos von Staub, Glut, Schweiß, Jammer und Elend.

Und plötzlich über dem dichsten Knäuel kam es sausend hernieder — heulend, orgelnd, fauchend sich eingrabend, wie ein wildes Tier die Erde aufwühlend, Schollen und Steine in die umstürzenden Wagen, auf Roß und Reiter, in die Gesichter der zu Boden Geschleuderten spritzend — und dann berstend im eigenen Geifer, das eiserne Gekröse um sich schleudernd: die erste Granate!

Erderschütterndes Krachen — dann fast Stille. Nur ein Schlagen zuckender Hufe, ein zitterndes Klirren stählerner Waffen, ein Ineinanderstürzen von Eisen und Holz. Eine züngelnde Lohe danach mitten aus dem Gewühl der Transportwagen, ein heiseres Rufen, ein Bäumen der Pferde, und als wüchsen den zerschmetterten Resten des Ungeheuers Hunderte, Tausende zischender Nattern nach, ein hundertfaches, ein tausendfältiges Knallen und Sprühen! Aus dem in die Luft gesprengten Munitionswagen schoß ein Schauer stahlgepanzerten Bleis, ein spitzer Hagel bohrte sich in Mensch und Tier, durchschlug die Planken von drei, vier hintereinander stehenden Wagen, furchte die pulverig aufqualmende Staubschicht, pfiff durch das stiebende

Digitized by Google

Laub und setzte in heulendem Rasen über das Feld, hinein in die geschlossenen Marschreihen des abgeschwenkten Fußvolks.

Wie die Schloßen in das Kornfeld, so schlug er in die Mannschaft, eine lange Schneise mähend, deren gefällte Ähren sich purpurn färbten. Kommandos ertönten, nach rechts und links zogen sich die Glieder auseinander, noch jähen Schreckens voll, und schon aufs neue aus weiß puffenden Wölkchen mit sausenden Kugeln, mit den Sprengstücken einschlagender Granaten überschüttet. Links das Chaos der Straße, vorn, etwa einen Kilometer entfernt, die deutschen Schützenlinien, sich kaum erkennbar vom Boden abhebend, rechts senkte sich das Gelände in einen kleinen erlenbewachsenen Bruch.

„Nieder!"

Sie lagen, kaum daß der Befehl gegeben war. Eine halbe Stunde verstrich in grausigem Warten. Der kleine Leutnant knurrte wild zwischen den Zähnen, der Major ritt einem von rückwärts heranjagenden Adjutanten entgegen. Einige Worte, dann wandte er sich halb im Sattel um, mit dem Säbel nach rechts zeigend. Kommando. Der Adjutant ritt zurück.

Das Bataillon zog sich in großen Abständen bruchwärts, Leutnant v. Bieber bei seinem Zuge. Die zerschossene Säbelscheide schlenkerte ihm um die Beine. Aus dem Bruche stiegen die ersten leichten Nebel. Die Schritte quatschten im Boden, an einzelnen Stellen quoll ein rostrotes, trübes Wasser heraus, auf das sich die Soldaten gierig niederbeugten. An einem kleinen, kaum fußbreiten Rinnsal lagen sie in langen Reihen.

„Wie ist das Wasser, Bieberchen?" rief der Hauptmann jenem zu, der sich eben den Becher aus einem

Digitized by Google

halbvollen Granatenloche füllte. Dabei floß es ihm rot über die Hand. „Sie bluten ja!“

„Seh' es eben auch — hat aber nichts zu sagen.“ Er schüttete das blutige Wasser aus. „Blut und Eisen kann ich Ihnen nicht empfehlen — als Getränk.“

Er schöpfte mit der anderen Hand. Ellwang kam ihm zuvor. Er reichte ihm seine Feldflasche, und dieser brachte sie dem Hauptmann. Aber ehe der die Flasche gefaßt hatte, hob es ihn in die Luft. Es war, als wenn die sumpfige Wiese bebe — der Leutnant flog drei Meter weit von ihm weg. Der Hauptmannsgaul lag neben ihm, an allen Gliedern zitternd, auf der anderen Seite der Reiter, alle drei von Erdklumpen überschüttet, mit schlammigen Spritzern bedeckt — der Hauptmann regungslos. Ein blutiger Helm kollerte ihm vor die Füße, und in dem Helm steckte ein blasser, blutiger Kopf — der Körper, der dazu gehört hatte, lag mit drei, vier zerrissenen anderen da, wo der kraterförmige Trichter den roten Eisenlehm herausgeschleudert hatte.

Der Leutnant war bald wieder auf den Beinen, vom Luftdruck nur leicht betäubt gewesen. Er kroch zu dem unbeweglich Liegenden hin. „Genicksturz“, flüsterte er. Die schwarzen Brauen standen in unheimlichem Gegensatz zu dem aschgrauen Gesicht, mit den roten Schlammtupfen.

Ellwang stand bei ihm. Sie trugen den Toten unter einen Erlenbusch, ein Mann lief nach dem Arzt.

Als sich der Leutnant, noch immer starres Grausen in den verstörten Zügen, aufrichtete, stand der Major mit dem Bataillonsarzt neben ihm. Der Leutnant salutierte schweigend, der Arzt bestätigte den Tod.

Der Major nahm den Helm ab, dann sagte er, halb für sich: „Hätte er auch nicht gedacht — so, ehe es erst losgehen soll!“ Er wendete sich um, die Stimme durch-

Digitized by Google

zitterte noch der Schmerz, dann hatte sie ihre alte Festigkeit wieder: „Oberleutnant v. Längken, das Bataillon rückt weiter nach rechts, in die Schlucht, hier können wir nicht bleiben. Übernehmen Sie die Kompanie und lassen Sie anschließen.“

Die Kompanie zog sich langsam den sanften Abhang hinunter. In ihrer Mitte trugen sie den toten Hauptmann.

Die letzten Sonnenstrahlen fielen schon in sein Grab. Neben ihm lagen die Gefallenen seiner Fünften, an die zwanzig Mann. Und noch hatte keiner den Feind gesehen!

Schweigend, erschöpft, wo und wie sie sich gerade hingeworfen, lagen die Grenadiere. Die Dämmerung wich hier unten schon der Nacht. Mit ihr kam eine nach der Glut des Tages fast eisig wirkende Kühle. Das Konzert der Geschütze war verstummt. Nur von den Posten her fiel mitunter ein einzelner Schuß. Oben aber über den Bruch strichen vom Abendhimmel scharf abgehobene Schatten, einzeln, vereint, sammelten und zerstreuten sich: die Ärzte und Krankenträger suchten das Feld ab. Ein dumpfer Zuruf hier, ein leises Wimmern dort, vom Abendwind herübergetragen. Und weit vorn wuchs der Schein der Feuersbrünste, als kehre der versunkene Tag noch einmal mit blutigem Rot zurück.

An einen Stamm gelehnt, lag Bühler, die Beine weit ausgestreckt. Er lag so lautlos, daß Ellwang, der ihn suchte, über ihn strauchelte. Auch da zuckte er kaum zusammen. Nur die geschwollenen Augen spähten, mühsam blinzelnd, auf den Kommenden, der schwer stöhnend, beide Arme von sich breitend, neben ihm auf den Rücken sank.

Da erkannte ihn der andere. Seine Hand tastete

Digitized by Google

nach der des Freundes, aber keiner sprach ein Wort. Hinter ihnen gluckste eine Flasche und weckte aufs neue den brennenden Durst, aber sie blieben liegen. Hand in Hand. Schlaf war es nicht zu nennen, ein bleiernes Mattsein, das nicht in das wohltätige Erlöschen übergehen wollte, ein räderndes Denkenmüssen, das nur den einen bewußten Untergrund hatte. Sie fühlten es einer von dem anderen, lasen es aus den klopfenden Pulsen, was sie wach hielt. Was noch verzehrender quälte als die Gier nach dem ersehnten Trunk, und was sie immer wieder zwang, nach dem blitzenden Stern über ihnen zu schauen, der auch der lieben, fernen Heimat leuchtete. Aber gestehen wollte es keiner dem anderen.

Es war vielleicht noch eine Stunde bis Mitternacht. Um den Lagerplatz der Offiziere wurde es lebendig. Die Mannschaften wurden geweckt. Ein Schluck heißen Kaffees wärmte die erstarrten Glieder, dann standen sie marschbereit. Aus der Schlucht herausgestiegen, stießen sie auf eine Straße, die der am Nachmittag verlassenen fast parallel ging, nach etwa einer Wegstunde aber im Winkel nach rechts bog. Am Biegungspunkte lag ein Dorf, zur Hälfte zerschossen. Einzelne, noch glimmende Häuser leuchteten, ein schauriges Fanal, durch die Nacht. Je näher am Dorf, um so zahlreicher waren die Spuren des erbitterten Kampfes, der hier getobt.

Die Kompanien teilten sich, die eine blieb im Dorf, die drei übrigen drangen konzentrisch von verschiedenen Seiten vor. Jenseits der Straße, einer vom Feinde besetzten Waldhöhe gegenüber, begannen die deutschen Schützengräben, deren Ablösung es im Schutze der Nacht vorzunehmen galt, unter gleichzeitiger Verstärkung der Stellung. Die fünfte Kompanie sollte versuchen, unter

Digitized by Google

dem Scheine eines Flankenangriffs den Feind zu beunruhigen, seine Aufmerksamkeit abzulenken und ihn günstigenfalls zu einer Entwicklung seiner Kräfte zu verlocken.

Kriechend und springend näherten sich die Züge den Gräben, schon hatten sie die ersten erreicht, als es drüben blendend aufzuckte und die Schutzdecke der Nacht wie ein schwarzsamtner Vorhang auseinanderriß. Die Springenden warfen sich platt auf den Boden, aber unbarmherzig richtete der Scheinwerfer seinen blendenden Kegel auf die noch auf der Landstraße stehende Masse. Fast gleichzeitig, mit einer heulenden Heftigkeit, als wollten sie die flüchtigen Lichtstrahlen einholen, sausten die Kugeln der Maschinengewehre prasselnd in die Bäume und Steinhaufen der Straße und in die lebendige Mauer dahinter. Und nochmals und abermals erklang das blecherne Taktaktak, aber diesmal schlug der Tod selbst mit knöchernem Finger die furchtbare Klaviatur, und diesmal sanken ganze Reihen dahin.

„In Deckung — vorwärts — Sprung, marsch, marsch!"

Die lebendige Mauer war verschwunden, nur des Scharftreffenden Mahd lag in blutigen Garben über der Straße. Schon klangen drüben die Signale, stürzte es aus den Gräben und hinter den Wällen hervor, schon erscholl das „en avant" vor den erst halb abgelösten Schützengräben der Deutschen — da setzte es rechts drüben ein! Flankenfeuer aus der Richtung der Fünften schmetterte in die stürmenden Reihen der Franzosen und riß ihren Angriff in zwei Teile. Und immer breiter wurde die Lücke, immer höher die Haufen der im Feuer Zusammenbrechenden.

Hurra — hurra! Aus den Gräben sprangen die Pickelhauben, trafen den Feind mit Bajonett und

Digitized by Google

Kolben, von der Landstraße her stürmten die Reserven, und während das feindliche Maschinenfeuer, ohnmächtig, Freund und Feind unterscheiden zu können, schwieg, beleuchtete der Scheinwerfer das grause Gemetzel.

„Kameraden, denkt an unseren Hauptmann!“ schallte des kleinen Leutnants Stimme über das Feld. Er stieß auf den Kompanieführer der Achten, der mit dem Säbel auf das Maschinengewehr deutete. „Machen wir, Herr Hauptmann!“

Blau, Rot und Grau bildete einen wirbelnden Knäuel, Revolverschüsse mit kurzem, scharfem Knall durchschnitten das Dröhnen wuchtiger Kolbenschläge, das Wut- und Wehgeheul der an Baum und Fels Geschmetterten, das Knirschen der Bajonette.

Den Helm bis auf die breitausladenden Schultern geschoben, rang Bühler, der Paster, mit einem französischen Maschinengewehrmann, die Lippen verkniffen, mit keuchender Brust. Der Franzose glitt auf die Knie, ein neu heraufkletternder Zug stürzte über ihn weg, dem Maschinengewehr zu, gerade als der kleine Bieber von der anderen Seite anstürmte. Aber er kam zu spät. Die letzten drei Verteidiger des Geschützes hatten sich ergeben, der eine erst mit dem Bajonett Ellwangs in der Brust. Und als der jauchzend die Hand auf das Beutestück legte, lag eine andere heiße Hand neben der seinen, und eine wohlbekannte, ruhige Stimme, die ihm niemals so vertraut geschienen wie in dieser Nachtstunde, sagte: „Du hast doch nichts abgekriegt, Heinz?“ Es war das erste Mal, daß er ihn so nannte. —

Die Aufgabe war gelöst, dem drohenden Durchbruch vorgebeugt. Noch vor Tagesgrauen bezog das Bataillon die Schützengräben. Ein Stück Kommißbrot, ein Becher dünnen Tees, abwechselnd einige

Digitized by Google

Stunden Schlaf. Und schon die neue Aufgabe: die Stellung halten, unter allen Umständen!

Die „Villa", wie die Mitbewohner den Unterschlupf nannten, oder das Loch, wie es Ellwang ehrlicher bezeichnete, erhielt den Namen „Zur Burschenherrlichkeit". Es wurde mit der Zeit ein den Verhältnissen nach ganz komfortabler Raum, in dem zur Not die acht ausgewachsenen Menschen stehen und liegen konnten. Auch ein farbiges Wappen prangte an der einen Wand, rot und weiß. Weiß war das Papier, und das Rot, noch dazu farbenechtes, lieferte ein gelegentlicher Streifschuß. Die heraldischen Helme stellten zwei grauüberzogene Pickelhauben vor. So war der leichte Humor der Jugend miteingezogen, wenn schon nicht als ständiger Gast. Dafür sorgte das Granatenfeuer, davor schützte das unvermeidliche Kugelpfeifen, das schon bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung über das schützende Dach hinaus um das Ohr strich. Und ein knurrender Magen, eine vertrocknete Kehle, ein Lager auf kaltem, nassem Stroh, ist vollends kein Nährboden unverwüstlicher Laune. Von anderem abgesehen, von dem, was dahinten liegt, in weiter, ach, so weiter Ferne. — Was man einst hatte, als selbstverständlich hinnahm, einst — wie lange ist es schon her?

Hat keiner einen Spiegel? Ist mein stolzer Vollbart eigentlich gelb oder schwarz? Wie es wohl sein muß, sich einmal rein gewaschen in ein frisches Bett zu legen? Und sich einmal satt zu essen, so in Ruhe, mit Messer und Gabel? Wer hat damals gefragt: Wirst du morgen abend erleben? Und heut? In einer halben Stunde kann's aus sein, genügt ein Zufallstreffer in die Schießscharte, wie er neulich dem Hallenser Alemannen in den Kopf ging. Und die da hinten wissen nichts davon, nicht einmal, wo

Digitized by Google

sie dich einscharren! Und denken und hoffen — und sehnen sich — —

Und sie lagen weitere acht Tage und abermals eine Woche. Zwei, drei Tage abgelöst, dann wieder vor. Die sogenannten Ruhetage erst recht im Granatenfeuer, womit der Feind die verödeten Dörfer nur zu oft absuchte. Bald Jäger, bald Wild, oder beides zugleich. Dazu hatte seit Tagen ein endloser Regen eingesetzt; die Haut wurde nicht mehr trocken.

Am ersten Tage der vierten Woche kam eine Änderung in das einförmige Bild. Das Bataillon wurde weiter nach Westen verschoben, vereinigte sich mit den beiden anderen, blieb stundenlang zwischen Artillerie und Reiterei liegen, mußte auf grundlosen Wegen um die Verpflegungs- und Munitionslager herummarschieren und lag dann wieder hinter den Schutthaufen ehemals menschlicher Wohnstätten in dumpf riechender Montur, mit dem durchnäßten Mantel, dem drückenden Tornister. —

Der Feind war gemeldet. Hier sollte er festgehalten werden. Sie ließen sich in die nassen Furchen fallen, die sich in weiter Ausdehnung über das mäßig steigende Gelände erstreckten. Graue Schwaden krochen von den Wiesen herauf; sich schüttelnd, zog Ellwang den Mantel fester um sich. Beim Marsche, unter den dampfenden Kleidern hatte er geglüht, jetzt strich es ihm in eisigen Schauern nach dem Herzen. Er lag in den letzten Reihen, seine Absätze waren kaum zwei Meter von dem tiefen Graben entfernt, der das Feld von der Straße trennte. Verwundete und Marode lagen einzeln und in Gruppen darin, an ihnen vorbei flutete der Strom der Wagen und Reiter, preschten bergauf jagend die Geschütze. Dort oben wogte seit gestern der Kampf hin und her.

Digitized by Google

Dem Scheitel des Kartoffelfeldes näherte sich vorsichtig eine kleine Gruppe von Offizieren, geduckt, dann kriechend. Den Feldstecher ans Auge führend, richtete sich der Vorderste in den Knien auf, fuhr aber sofort wieder zurück. Er wischte sich die von der Kugel aufgespritzte Erde von der Nase, zwei, drei weiße Wölkchen schütteten ihren Bleihagel über die Gruppe aus.

Vermutlich hatte der Feind, von oben bedräut, das Bedürfnis, sich nach unten Luft zu machen, wie Leutnant v. Bieber seinem Feldwebel die taktische Lage erklärte. „Visier sechshundert, Schützenfeuer," tönte oben das Kommando. Die Schüsse hoben sich deutlich von denen der Franzosen ab, eine ganze Salve krachte von drüben herüber. Gleichzeitig fiel das S—ſ—ſ—bumm der Schrapnelle ein, von rechts klatschten einzelne Kugeln in das Kartoffelkraut. Von dem Rande eines nicht weit vor Ellwang liegenden, halb umgestürzten Geschützes flogen die Splitter. Dicht über seinem Kopfe pfiff eine andere Kugel vorbei. Er duckte sich unwillkürlich und lag nun ganz platt. In seinen Schläfen pochte es wie ein glühendes Uhrwerk, die Füße schienen erstarrt. Er schob sich einen Schritt vor, so konnte er das leise schwankende, ihm heut so ungewohnt schwere Gewehr auflegen, zwischen die Speichen des Geschützrades. Es legte sich weich auf. Hatte man das Rad notdürftig mit Fetzen und Lappen umwickelt? Er sah näher hin. Ein ekler Schwarm Aasfliegen erhob sich von der Stelle. Er fühlte, wie ihm ein kalter Schweiß auf die Stirn trat. Was um das Rad geflochten war, von Uniformfetzen nur halb bedeckt, waren die blutigen Stücke eines menschlichen Rumpfes, mit herabbaumelndem Gedärm. Zurück riß er das Gewehr, ihm war, als schwanke der Boden, als fiele er in tiefe, finstere Nacht, die ihn würgend erstücke. Ein Ge-

Digitized by Google

fühl unsagbarer Qual überkam ihn, ein wütendes Mitleid mit sich selbst, als sähe er sich dort liegen, zerstampft und zerrädert. Sinnloser Gräuel, das alles — nur einen Augenblick heraus aus dieser Hölle!

Er rutschte zurück, sich mit den Händen abstoßend. — Der Graben hinter ihm — wenn er den erreichte, dort liegen bliebe, unter den Toten und Verwundeten, — gleichviel, was dann kam, nur Ruhe, nur die Augen schließen dürfen! War es nicht Wahnsinn hier im Regen der Kugeln und Eisenfetzen zu liegen, während dort —? Er sah sich um. Mußte es ihm nicht jeder ansehen, daß er am Rande seiner Kraft war? Noch einen Ruck, und dann hinunter. Er sah sich scheu um, nach rechts und nach links: er war der Letzte!

Formten seine Lippen von selbst das Wort? Hatte es ihm eine andere Stimme zugeraunt? Er der Letzte von allen? Wo war der andere? Mit dem er sonst immer, wenn's galt —?

Er überflog die Reihen. Der kleine Leutnant sah sich säbelschwenkend gerade um. Galt's ihm? Doch nein, der lag schon wieder in der Furche. Aber da, der zweite Mann neben ihm, der mit dem Helm zwischen den Schultern, der sich gerade erhob, Sprung — marsch, marsch — das war er! Hinkte er nicht dabei? Bleibt womöglich gleich liegen! Jetzt ist er noch vor dem Leutnant, der Paster, der Primus!

Auf reißt sich der Zurückgebliebene, das Gewehr in die Höhe, an dem zerschossenen Geschütz stürmt er vorüber, das nasse Kraut schlägt ihm um die Schäfte, er stolpert. Jetzt ist er wieder in der Reihe, jetzt ist er noch sechzig, noch dreißig Schritte hinter dem Freunde, da pufft ihn ein Kolbenstoß an die Beine. „Zum Teufel — nieder!"

Er wirft sich neben den Unteroffizier, der ihn zornig

Digitized by Google

anfährt, legt an, zielt ruhig, zieht langsam durch. Schießt, zielt wieder, wundert sich selbst. Dem Unteroffizier klappt etwas an den Kolben, womit er ihm den gutgemeinten Stoß versetzt hat, aber die Kugel ist matt, sie bleibt als breiter, kupferner Beschlag auf dem harten Holz sitzen. Sie tauschen lächelnd einen Blick, schießen weiter, springen aufs neue auf.

Jetzt ist Ellwang vorn, jetzt liegt er neben Bühler. Sie nicken sich zu, Ellwang zeigt mit den Augen auf des anderen Bein, der schüttelt bloß den Kopf. Sein Gesicht hat schwarze Zebraflecken, Pulver, Erde, Schweiß, die untere Lippe blutet. Wie er selbst wohl aussehen mag? Wie überhaupt das alles kam? — Schießen, schießen! Nach zwei-, dreihundert Metern müssen wir am Feind sein. Aber der hält nicht aus, die roten Hosen fluten zurück, langsam, zäh, immer wieder feuernd, dann sieht man nur noch Köpfe, die über den Rand einer Sandgrube hervortreten. Der größere Teil wendet sich dem dahinter liegenden Walde zu.

Wie sie den jenseitigen Rand der Grube hinaufsteigen, geraten sie nochmals in das Feuer der Grenadiere. Auf das Gesicht fällt der eine, hintenüber schlägt ein anderer. Tote und Verwundete bedecken den Grund der Grube. Aber um so nachdrücklicher setzt jetzt ihre Artillerie ein.

„Deckung im Wald!“ Leutnant v. Bieber springt in die Grube, sein Zug folgt ihm, die anderen umgehen sie, so treffen sie drüben wieder zusammen — wer nicht vorher liegen bleibt. Ein Schrapnell platzt über dem weithin sichtbaren weißen Sandfleck — ein zweites, der aufstiegende Sand mischt sich mit den Geschossen. Auf die blauen und roten Uniformen sinken gemäht die grauen. Ellwang ist unter den ersten oben, einen Augenblick sieht er sich nach dem Freunde um.

Digitized by Google

„Seitengewehr pflanzt auf! — Hinein in den Wald!“

Er sieht ihn nicht, — ſſ—ſſ— pfeift es aus dem Walde. Klatſch! machen die geſtreiften Blätter, knack! die brechenden Zweige. Die Rinde ſplittert um die Köpfe, aber der Abſtand vergrößert ſich, der Feind will nicht mehr halten.

Durch den Wald geht eine breite, moosbewachſene Schneiſe. An ihrem diesſeitigen Eingang iſt eine deutſche Maſchinengewehrabteilung aufgefahren. Zeichen — Befehle. Der Oberleutnant der Fünften zeigt nach rechts hinüber, auf den Weg, auf den die Flucht der Feinde zugeht. Ihr Führer wirft ſich ihnen entgegen. Den Revolver in der einen, den Degen in der anderen Hand, iſt er auf einen Erdhaufen geſprungen, baarhäuptig, blaß vor Erregung. Der Oberleutnant rennt gegen ihn an, ſchon ſind die Klingen aneinander, da greift der Franzoſe in die Luft, der Revolver entſinkt ihm, die Arme ausbreitend gleitet er ins Moos. Und über ihn weg ſtürzen ſeine Leute, von der Kompanie verfolgt, auf die Waldſtraße. Ein Teil will hinüber in das jenſeitige Unterholz, ein anderer ſucht ſein Heil durch die Flucht auf der offenen Straße. So ſtoßen ſie aufeinander, verwirren und verwickeln ſich, bilden einen regelloſen Knäuel.

Der Oberleutnant winkt wieder: „Halt! Feuer auf den Weg!“

Von der Ausmündung der Schneiſe klingt ein anderer Befehl herüber: Praſſelnd ſpeien die Maſchinengewehre in die menſchengefüllte Gaſſe. Von hinten und von der Seite ins Feuer genommen, bedeckt ſich der Weg mit den Stürzenden, mit Gewehren und Torniſtern, mit Lachen Bluts tränkt ſich das Moos. Und wieder rollen ſich die Ladeſtreifen ab, tönt in das

Digitized by Google

scharfe Klopfen des Maschinengewehrs das Seitenfeuer der Infanterie, trommelt der Tod mit knöchernem Finger seinen rhythmischen Siegesgesang. Über die Wälle der Gestürzten erheben sich waffenlose, flehende Hände, sie winken mit blutenden Stumpfen, mit Tüchern und Zweigen — der Kampf ist zu Ende, das Feuer schweigt.

Auch drüben über dem Walde wird das feindliche Artilleriefeuer immer schwächer, das deutsche gewinnt immer mehr Feld. Die Stellung ist nicht bloß behauptet, sondern vorgeschoben. Die Grenadiere lagern sich am Waldrande vor einer größeren Lichtung. Hier liegen verlassene feindliche Schützengräben, hier heißt es, sich für die nächsten Tage festzusetzen.

Leutnant v. Bieber sendet die Meldung zurück, er selbst schleicht mit Ellwang und einigen Mann zwischen dem niederen Wacholdergebüsch der Lichtung weiter. Aber auch der Wald drüben ist leer. Erschreckte Kaninchen huschen blitzschnell in die schützenden Löcher, Krähen fliegen auf.

„Kehrt!“ kommandiert der Leutnant.

Sie wenden sich, da kracht es hinter ihnen. Ein Mann stürzt, ein anderer faßt nach dem Arm, sein Gewehr gleitet Ellwang vor die Füße.

„Nieder!“ ruft der Offizier. Ehe er sich freiwillig niederwerfen kann, schmettert es ihn zu Boden. Er fühlt einen scharfen Stoß in der Schulter, ein spitziges, stacheliges Gesträuch zerreißt ihm das Gesicht — dann wird es dunkel um ihn.

Die Liegenden bohren die Blicke in den Wald — kein Feind, kein lebendes Wesen zu erkennen, und doch sind die Kugeln von dort gekommen. Glatte Buchenstämme, wenig Unterholz, das man abgesucht hat, ebenso weiter hinten den Busch, wo ein Dutzend knor-

Digitized by Google

riger Eichen und weit ausladende Ebereschen, von Waldreben umrankt, um wenige alte, dichte Fichten eine geschlossene Gruppe bilden. Da — Ellwang und sein Nachbar sehen es fast gleichzeitig — bewegt sich etwas in der einen Fichte, ein Farbenfleck, der nicht in das Grün hineinpaßt, wie wenn ein von einer Last erleichterter Zweig zurückschnellt.

„Sie sitzen in den Bäumen!“ ruft es hinter ihm.

Gleichzeitig krachen die Schüsse der Kameraden, die Ebereschen fahren klatschend auseinander, ein dumpfer Fall durchschlägt die Äste der vordersten Fichte, am unteren Aste der anderen hängen jetzt deutlicher die Farbenflecke, zwei blaubehoste Beine, ein Loslassen, ein Aufplumpsen, ein Turko, der in eilendem Lauf verschwindet.

Es zieht Ellwang in die Höhe, ein Rasen überkommt ihn, sich aufbäumender Jagdlust, Wut, Rachegier.

„Los auf die Schufte!“ gellt seine Stimme.

Jetzt sind es schon drei, die hinter den Stämmen ihr Heil suchen, verfolgt von den Deutschen. Der letzte dreht sich um, da fährt ihm schon ein Bajonett in die keuchende Brust, ein halbes Dutzend Schüsse wirft den zweiten, der dritte duckt sich, schlägt Haken wie ein Hase.

„Laßt ihn laufen!“ schreit Ellwang. „Erst die, die noch oben sind!“

Im verschlungenen Astgewirr hocken noch drei braune, schwarze, fletschende Gesichter mit glühenden Katzenaugen. Sie wissen, was sie zu erwarten haben: oben die Kugel, unten das Bajonett. Aber die Bestie wehrt sich! Ellwang reißt den waghalsigsten der Angreifer zurück — zu spät, brechenden Knies stürzt er vornüber, sein Schuß fährt in die Wurzeln des Baumes. Der Gefreite zieht den Getroffenen hinter einen Stamm, dann zielt er: ein blauer Klumpen wälzt sich

Digitized by Google

im Laub, ein zweiter gleitet katzenschnell den Stamm hernieder, und gleichzeitig blitzt der Schuß des dritten auf. Mit wenigen Sprüngen hat der Turko den Abstand zwischen den beiden Bäumen durchmessen.

Ellwang will das Bajonett erheben, dem krummen, blitzenden Messer zuvorkommen, aber er kann den Arm nicht rühren — einen keuchenden Atemzug lang noch stiert er in das rollende Weiß der blutunterlaufenen Augen, das Rot und Weiß schlägt wirbelnde Ringe um ihn. Ihm ist, als stürze ein zuckender Körper auf ihn, als töne ihm ein Hurra in die Ohren — dann weiß er von nichts mehr. —

Die fünfte Kompanie hatte schwere Verluste. Der Oberleutnant leicht verwundet, schwerer der Leutnant v. Bieber. Der Schuß war ihm durch die Schulter gegangen und hatte den Oberarmknochen verletzt. Am Verbandplatz traf er mit Ellwang zusammen, dem der rechtzeitige Bajonettstoß eines Kameraden das Leben gerettet hatte. Der Schuß von oben hatte ihm Brust und Rippen durchbohrt, ohne jedoch die Lunge zu berühren.

Seine erste Frage war nach Bühler. Der hatte zwei Schrapnellschüsse abbekommen und viel Blut verloren. Doch wären es einfache Weichteilschüsse, die eine günstige Heilung verhoffen ließen. Außerdem hatte er schon bei Beginn des Gefechtes einen winzigen Granatsplitter ins Bein bekommen.

Im nahen Dorfe, wo das Feldlazarett eingerichtet war, besuchte der Major die Seinigen. Die ersten Eisernen Kreuze waren herausgekommen. Auf die Kompanie kamen vier. Das eine für den Oberleutnant, das zweite hatte der Major dem bewußtlosen Leutnant v. Bieber auf das Bett gelegt, dann schreitet er leise weiter. In der nächsten Reihe liegt ein tot-

Digitized by Google

bleicher, bärtiger Mann. Er ist bei vollem Bewußtsein, die blutleeren Lippen pressen sich wie verriegelt aufeinander, daß das Leid, das ihn schüttelt, verborgen bleibe. Er folgt dem Major seit dessen Eintritt. Als der näher kommt, steigt ein immer stärkerer Glanz in das Auge, eine schwache Röte in die Wangen. Bringt er auch ihm etwas? Der Offizier sieht die ihn begleitende Krankenschwester fragend an. Sie bewegt kaum den Kopf, aber ihre Augen geben traurige Auskunft. „Beide Beine — der Herr Stabsarzt gibt ihm nur noch Stunden."

Der Major senkt das Haupt, dann ergreift er die Hand des Verwundeten. „Grüß Gott, lieber Klemm."

Er setzt sich zu ihm, die Hände der Männer liegen ineinander. Sie sind nahe Landsleute, der Major und der Feldwebel, ihre Eltern waren fast Nachbarn. Und haben beide Frau und Kinder da hinten, da drüben, wo die Sehnsucht nach ihnen die Fäden spinnt, Tag und Nacht, die Fäden, an denen Gebet und Hoffnung, Trost und Zuversicht herüber und hinüber gehen.

„Ich habe etwas für Sie, lieber Klemm."

Der glänzende Blick folgt den Fingern des Vorgesetzten, das matte Herz kann seinen Lauf noch beschleunigen, wenn das Soldatenblut will. Das Eiserne Kreuz — und darf er es auch nur auf dem Sterbebette tragen!

Der Major heftet es ihm an die Brust. „Ich gratuliere von Herzen, lieber Freund! Haben Sie irgendwelche Wünsche? Sie wissen, ich tue es gern. Wir haben jetzt Zeit. Für einige Tage liegen wir hier still."

„Für mich nichts, Herr Major, aber —"

Die Worte brechen ab, der andere fühlt, wie der Faden zittert, der von des Sterbenden Seele hinüberführt, als entspringe er der eigenen Brust.

Digitized by Google

„Mein Wort, Klemm, ich will sie versorgen, solange ich es selbst kann.“

Der Feldwebel will die Hand des Offiziers an die Lippen führen, der wehrt mit sanftem Drucke ab.

Die Schwester winkt nach dem Bett drüben, hebt den Finger in die Höhe. „Herr Major, der Herr Leutnant von Bett acht ist erwacht. Er ist so unruhig.“

Der Major befreit sanft seine Hand, nickt dem Feldwebel nochmals zu und geht zu dem Bette des kleinen Leutnants zurück. Dem gehen die schwarzen Brauen hin und her, die Lippe mit dem blonden Schnurrbärtchen zieht er ein, um besser sehen zu können, was seine gesunde Hand in zitternden Fingern hält.

„Herr Major —“

„Pst, mein Lieber, hier heißt es kuschen!“ Er legt seine Hand auf des Aufgeregten heiße Stirn, die andere erwidert den Druck des Dankenden. „Danken Sie Seiner Majestät durch die Tat, lieber Bieber. Sie werden noch Gelegenheit dazu haben! Seien Sie aber jetzt schön artig, damit wir Sie bald wieder holen können. Einige Wochen, und —“

„Wochen, Herr Major!“

„Na ja, so lange kommen Sie zu Muttern. Ihr Brief ist besorgt. Dann auf Wiedersehen!“

Er drückt den Kopf mit den weißen, strubbeligen, sich so seltsam von den düsteren Brauen abhebenden Haarstiften ins Kissen zurück.

Der Kleine legt sich hintenüber. Seine Finger umklammern das Kreuz.

Der Major schritt weiter. „Vier Kreuze!“ seufzte er. „Und zehnmal soviel haben es verdient!“

— — — — — — — — — — — — — —

Auch im Lazarett hatte Ellwang den Freund nicht wiedergefunden. Er beruhigte sich mit dem günstigen

Digitized by Google

Bericht, den er am Verbandplatze erhalten, zudem beschäftigten ihn seine eigenen, nicht unerheblichen Schmerzen. Dann hatte er ganze Tage in mehr oder weniger unruhigem Schlafe gelegen. Die Reaktion der gemarterten Nerven machte sich geltend. Ohne eigentliches Fieber durchlebte er nochmals die seelischen und körperlichen Qualen der letzten Wochen und zumal die schrecklichen Tage im Schützengraben. Der Gedanke daran war ihm furchtbarer als der an die schlimmsten Gefechtsmomente. Selbst der Zusammenbruch, der angesichts des leichenumschnürten Kanonenrades über ihn gekommen war, erschien ihm jetzt wie ein Traum. Er war körperlich krank gewesen, das durfte er vor sich selbst zu seiner Rechtfertigung anführen. Aber das schloß nicht aus, daß andere widerstandsfähiger geblieben waren, die dasselbe, die vielleicht mehr mitgemacht hatten. War er weniger fähig, auch dort auszuhalten, wo es galt, mit allen Fibern seinen Mann zu stellen, als die schlichten Bauernjungen, als seine Kommilitonen, als der Freund, auf den er doch — er sagte es sich heut zum ersten Male und errötete über sich selbst — doch so manchmal herabgesehen hatte? War ihnen mehr selbstverständliche Herrschaft über sich selbst, mehr Unabhängigkeit von den Umständen des Glücks, das ihn bisher so bevorzugt, dessen er sich so oft lachend gerühmt hatte, gegeben? War er nur ein kecker Anstürmer, ein verwöhnter Blender, der versagte, wenn es galt, auch unter widrigen Umständen auszuhalten? Wenn es hieß, den Besitz ruhig und stetig zu verteidigen? Einer, der um einen Einsatz spielte, der anderen nur des Kampfes oder des bitteren Verzichts wert war? Hatte dies nicht schon einmal jemand in Lachen und Ernst behauptet? Eine zierliche, schlanke Mädchengestalt in weißem Ballkleid und rotweißer Schärpe, rote Blumen im dunklen

Digitized by Google

Haar? Aber die! War sie selber anders, sie, die den guten Bühler gering schätzte, bloß weil er ein lächerlicher Tänzer war? Keine blitzenden Fächerverse dichten konnte, keine launigen, boshaften Tafelreden aus dem Gelenk zu schleudern wußte? Der „gute Bühler", der sich aus den Mädchen nichts, aber auch gar nichts machte, der sich selbst, wie man spottete, vorbereiten mußte, wenn es galt, einer Dame Gutenacht zu sagen, der lieber ausriß mit geducktem Rücken und wehendem Rockschoß, als seine Tänzerin nach Hause zu begleiten? Schier entrüstet war sie ja damals zu Ellwang gekommen, die schlanke, dunkle Fee, die Asta Dohrn. Wie man ihr einen solchen Tanzstundenherrn habe aussuchen können! Weil er der Primus in der Klasse sei? Ihretwegen dreimal, aber sie danke für die Ehre.

Wie kam er nur jetzt darauf zurück? Hier! So weit von dem allen, was aus kindischen Jünglingstagen hinter ihm lag?

Die Schwester trat zu dem unruhig Liegenden. Sie gab ihm zu trinken. Unter ihrer leichten Hand streckte er sich aus, wie im Gebet ging das Bild seiner Lieben durch die entschlummernden Sinne.

Als er erwachte, hörte er die Schwester mit einem Manne sprechen. Er öffnete die Augen, der Major beugte sich über ihn.

„Na, gut geschlafen? Bleiben Sie nur liegen! Ich bringe Ihnen etwas Schönes. Ihre näheren Vorgesetzten haben Sie für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen. Hier — es ist mir ein Vergnügen, denn Sie haben sich brav geschlagen."

Erglühend vor Stolz und Freude empfing Ellwang das Kreuz. „Herr Major, ich habe —"

„Schon gut, schon gut! Haben es verdient! Und nun schlafen Sie hübsch weiter, das ist die

Digitized by Google

Hauptsache jetzt. Lunge ist nicht getroffen, wie ich höre?"

„Nein, Herr Major."

„Also gute Besserung weiter!"

Der Major wollte gehen, der Verwundete schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. „Nun? Haben Sie eine Bitte oder Frage?"

„Eine Frage, wenn Herr Major gestatten."

„Schießen Sie los!"

„Mein Freund und Kamerad vom ersten Tage an, der Gefreite Bühler von meiner Kompanie, hat er es auch —"

„Bis jetzt nicht. Wir konnten nur die wichtigsten Fälle zunächst berücksichtigen. Zudem hat Sie Ihr Kompanieführer besonders empfohlen — wegen der Turkogeschichte, da auf den Bäumen. Na, und überhaupt natürlich. Immer der Erste gewesen! — Liegt Ihr Kamerad hier?"

Die Schwester berichtete: „Vielleicht drüben in der Schule."

„Also leichter verwundet! Kommt auch noch dran," entschied der Major und verließ grüßend den Raum.

Gott sei Dank, also wenigstens nur leicht verwundet! Ein zufriedenes Lächeln ging über Ellwangs Gesicht, er streichelte den Rand des Kreuzes und drückte es, heimlich sich umsehend, an die Lippen. Dann bat er die Schwester, es in die Schublade zu legen. Vielleicht, dachte er, besucht er mich einmal, da soll er es nicht sehen, wenn er es selbst nicht hat. Lieber Gott, gib's ihm auch, er hat es verdient, eher als ich! Das weißt du ja am besten!"

Dann ließ er sich eine Feldpostkarte geben und, von der Schwester beim Schreiben gestützt, sandte er die stolze Nachricht in die Heimat.

Digitized by Google

Auch in den nächsten Tagen sah und hörte er nichts von Bühler. So bat er den Arzt um Bescheid. Bei seinem letzten Besuch am selben Abend rückte der etwas zögernd damit heraus, daß die Schrapnellwunden zwar so gut wie geheilt seien, aber — der Mann habe einen Leichtsinn begangen, mit einem Granatsplitter noch drei Stunden im Gefecht herumzulaufen und ebensolange dann auf dem Felde zu liegen. So sei leider eine infektiöse Eiterung des Zellgewebes eingetreten, verursacht durch die natürlicherweise damit verbunden gewesene Verunreinigung der an sich belanglosen Verwundung. Der Arzt sah, wie sein Patient erschrak, und setzte beschönigend hinzu, so werde die Heilung nunmehr wohl etwas länger dauern. Er verspreche ihm, morgen weiter zu berichten. Ellwangs Grüße nahm er mit. Mit dessen Befinden war er zufrieden gewesen. Er äußerte sich, daß er und andere in der Heilung Begriffene in Kürze weiter zurückbefördert werden würden, um die Räume für den neu zu erwartenden Zustrom frei zu machen.

Die frohe Hoffnung schwoll in Ellwangs Brust, daß er dann sicher zur völligen Herstellung in die Heimat beurlaubt werde, aber ein Schatten fiel auf sie, als später die kurzen, ausweichenden Auskünfte des Arztes über Bühler immer karger ausfielen, gleich als habe er mehr zu verbergen als zu erzählen.

Ende der zweiten Woche durfte Ellwang versuchsweise das Bett, dann für kurze Zeit auch einmal das Zimmer verlassen und vor die Tür treten, sich der verhältnismäßig warmen Sonne zu erfreuen. Die frische, klare Luft tat ihm unbeschreiblich wohl nach all dem Jodoform- und Chloroformgeruch der Lazaretträume.

An einem besonders schönen Spätherbsttage schlenderte er wieder draußen herum. Er hatte sich die in

Digitized by Google

den letzten Wochen eingelaufenen zahlreichen Briefe und Karten mit ihrem Inhalt an zärtlicher Liebe, herzlicher Bekümmernis und treuer Anhänglichkeit in die Tasche gesteckt, kaute vergnügt an der reichlich beigefügten Schokolade und las sie alle der Reihe nach nochmals von Anfang bis Ende durch. Dabei spähte er umher, ob ihm nicht der Zufall doch den Freund oder eine Nachricht von ihm bringe. So wandelte er auf und ab, als um die Ecke streichend sein Leutnant vor ihm stand. Er grüßte, der Kleine dankte, gut aufgelegt, wie immer, und nach den Erkundigungen über das gegenseitige Befinden erzählte er, daß er morgen schon, zunächst in ein Kriegslazarett, dann nach Hause gebracht werde. Unter Umständen müsse der Arm nochmals aufgeschnitten werden, das könne aber ebensogut und besser daheim geschehen. Vor allem müsse es schnell gehen, denn daß er Weihnachten spätestens wieder an der Front stehen wolle, sei klar. Der Oberleutnant sei Hauptmann geworden, der alte Feldwebel schlummere nun schon die zweite Woche da oben auf der Höhe über dem Friedhofe.

Sie schlenderten langsam dahin, dem Gefallenen den letzten Besuch zu machen. In ernsten Gedanken zurückkehrend, kamen sie an der Schule vorbei. Das rote Kreuz im weißen Felde zeigte ihre jetzige Bestimmung. Der Leutnant wollte vorübergehen, Ellwang blieb zögernd stehen. Ob Herr v. Bieber etwas von Bühler wisse? Der Leutnant schüttelte den Kopf. Ellwang erzählte, was er von dem Arzte wußte. Seine Worte mochten wohl bewegter klingen, als er verraten wollte, es überkam ihn auf einmal eine Bangigkeit, die ihn mit zwingender Gewalt in das düstere Haus ziehen wollte. Der Leutnant, sowieso nicht wissend, was er mit seiner Zeit anfangen solle, schloß sich an. Als ihm

Digitized by Google

Ellwang die Tür öffnete, sah er auf das Kreuz auf des Leutnants Brust. Die Blicke beider begegneten sich, und es fiel dem letzteren auf, daß jener das seine nicht trug. Er wollte gerade fragen, da kam ihm Ellwang zuvor.

„Gestatten Herr Leutnant, vorerst noch meinen Glückwunsch auszusprechen, ich habe es vorhin ganz versäumt. Und dann meinen Dank für das meine. Ich weiß, ich verdanke es außer dem Herrn Hauptmann —"

„Zunächst sich selbst, mein Lieber. Machen Sie keine Schosen. Wer's von uns hier hat, der dankt's keiner Fürsprache oder Schusterei. Aber sagen Sie mal, tragen Sie's denn in der Hosentasche?"

In diesem Augenblick trat ein Sanitätsgehilfe aus der Tür, grüßte und wollte an den beiden vorüber.

Der Leutnant hielt ihn an. „Sagen Sie mal, der Gefreite Bühler von der fünften Kompanie — kennen Sie ihn?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Wie steht es mit ihm?"

Der Sanitäter machte ein ernstes Gesicht. „Schlimm, Herr Leutnant — Blutvergiftung. Sie wollten ihm das Bein abnehmen, aber der Herr Oberstabsarzt meinen, es habe keinen Zweck mehr. — Ich sollte gerade runter ins große Lazarett gehen, dem Gefreiten Ellwang Mitteilung machen," fügte er mit einem Blick auf Ellwang hinzu.

„Der ist hier — ich danke Ihnen."

Der Sanitätsgefreite entfernte sich, und da geschah's, daß Ellwang zum ersten Male seit langer Zeit die heißen Tränen in die Augen traten; er zog die Haustür hinter ihnen zu, so standen sie in dem halbdunklen, kahlen Flur. „Entschuldigen, Herr Leutnant —"

„Weiß, weiß, verstehe sehr wohl — ist mir auch so

Digitized by Google

gegangen, als unser alter Hauptmann da in der Tunke hat sterben müssen. Na, und Sie sind Altersgenossen und Freunde —"

„Es ist nicht das allein, Herr Leutnant, es ist — ich kann mir nicht helfen, als — wenn ich — eine Schuld gegen ihn gut zu machen hätte, als wenn er — die Worte des Herrn Leutnants von vorhin in Ehren — eher als ich das Kreuz haben müßte, wenn —"

Der Offizier zog ihn in den kleinen Schulgarten. Hier war kein Kommen und Gehen. Sie waren ungestört. Und hier mußte Ellwang berichten, was er von seinem Verhältnis zu Bühler noch nicht gesagt hatte, von ihrer harmlosen Konkurrenz, wie der andere in jedem Stück der gediegenere gewesen sei, in schweigender, eiserner Pflichterfüllung. Wie er sie bewiesen habe, sich trotz der ersten Verwundung weiterschleppend, ohne Mienenzucken, bis ihn die letzten Kugeln niederwarfen. Dabei sei ihm bei seiner ungelenken Art gewiß alles weit schwerer gefallen als anderen. Und deshalb könne er nicht vor ihn hintreten, die Auszeichnung am Rocke, die der Sterbende weit eher verdient habe.

Der Leutnant hatte zugehört, nicht als Vorgesetzter, sondern als Kamerad, als Bildungsgefährte, als mitfühlender Mensch. Schweigend gab er ihm die Hand.

Sie traten in das mit stickiger Luft erfüllte ehemalige Schulzimmer. Eine Schwester wies sie weiter. Der Verwundete läge abseits von den anderen. In der niedrigen Tür, nach der sie wies, kam ihnen ein Arzt entgegen. Er gestattete ihnen den Zutritt.

Selbst in der dämmerigen Beleuchtung erkannte Ellwang alsbald, daß sich hier die schlimmste Ahnung erfülle.

Bleich und wächsern lag des Freundes Kopf in den Kissen, die breite Stirn, die kräftige Nase, die starken,

Digitized by Google

sonst von gesundem Fleisch überdeckten Backenknochen stachen fremdartig ab von den einst so prallen, jetzt tief eingesunkenen Wangen. Ein weit Älterer lag hier als der, den Ellwang gekannt hatte. Erschreckt blieb er stehen. Der Leutnant hinter ihm sah den Arzt an, der schüttelte langsam, aber bestimmt den Kopf.

Der Verwundete schlug die Augen auf. Es war, als wenn sie aus weiter Ferne zurückkehrten, sich an ihre Umgebung erst wieder gewöhnen müßten. Dann zur Seite schweifend, fielen sie auf Ellwang, und eine freudige Überraschung durchglitt sie mit neuem Leben. Er hob mühsam die Hand, die jener in die seine nahm. Dann erkannte er auch Bieber. Er lächelte ihn an, auf dem Eisernen Kreuz blieb sein Blick hangen, dann ging er, wie suchend, über die Brust des Freundes. Die Lippen bewegend, faßte er die Hand des Dekorierten. „Ich gratuliere, Herr Leutnant!"

„Sie kommen auch dran," versicherte der Leutnant. Er suchte vergeblich nach einem kräftigeren Wort, seine leichte Witzfertigkeit versagte. Und jeder andere Trost schien ihm banal. So wiederholte er: „Sie kommen auch noch dran, denn Sie sind der nächste an der Reihe!"

Es klang wie ein Versprechen, das schon halb eingelöst sei, er fühlte es selbst, aber er konnte nicht anders. Ein glückliches Lächeln flog über das bleiche Gesicht des Verwundeten.

„Ich habe oft nach dir gefragt," sagte jetzt Ellwang. „Meine Grüße hast du doch bekommen? Es ist heut mein erster längerer Ausgang."

Bühler nickte. „Und Briefe — eine ganze Menge." Sie lagen auf dem Tischchen neben dem Bett, darunter ein Kärtchen mit einem leuchtenden weißroten Wappenaufdruck.

Erinnerungen tauchten in Ellwang auf, er stand in

Digitized by Google

Gedanken, und die des Freundes zogen mit ihm. Hand in Hand marschierten sie die Felder, die Straßen, die endlosen Weiten zurück. Sie standen im Kreise der Freunde, in freudig erregter Schar. Die Kronleuchter strahlten, Musik lockte, der Herr Ballettmeister schwenkte mit Eleganz den Klapphut, die Karten mit den Farben der alten Schule gingen von Hand zu Hand — so eine, wie dort lag.

Der Leutnant hatte sich auf den Zehenspitzen entfernt, die Freunde allein lassend.

Ellwang fuhr herum. „Soll ich dir, solange du selbst nicht kannst, beim Antwortschreiben helfen?"

„An meine Eltern habe ich der Schwester schon einige Zeilen diktiert. Vorläufig danke ich dir." Dann nach einer Weile, indem sein Blick wieder über Ellwang strich, fuhr er fort: „Also du hast es auch nicht bekommen? Mir war's doch so, als wenn sie gesagt hätten, von der Fünften hätte —"

Ellwang verbarg sein Erschrecken. „Von den Tressen hast du vielleicht etwas reden hören — na, und das andere kann dir nicht ausbleiben."

„Wenn ich's erlebe!" Wie ein zerhackter Seufzer kam es heraus. „Du und ich, alle beide, es —" Sein Blick flog wieder wie streichelnd über die rotweiße Karte. Plötzlich änderten sich seine Züge, irgendein Entschluß stand darin. Dann fragte er, sich umsehend, ob sie allein seien. Auf Ellwangs Bejahung fuhr er fort: „Hat sie dir auch geschrieben?"

„Wen meinst du?"

„Asta — Asta Dohrn."

„Nein. Ist die Karte von ihr? Seid ihr denn wieder versöhnt?"

„Versöhnt? Wir sind uns doch nicht böse! Weil ich für sie nicht paßte? Kein Held war und kein Tänzer?"

Digitized by Google

„Kein Tänzer — das mag sein, aber kein Held! Schmäh' dich nicht selbst. Das wissen wir besser, wir von der Kompanie."

Der Kranke wehrte sanft ab. „Wenn du es — ernstlich gemeint hättest — mit ihr, und wenn du ihr auch heute noch gut wärest, ich würde nichts davon sagen. Aber sie ist dir wohl immer nur eine Tanzstundenunterhaltung gewesen."

„Viel mehr," gab Ellwang zu, „wohl kaum. Aber nachdem du sie so abfallen ließest —"

Der Verwundete schloß die Augen, ein weher Zug lag jetzt deutlich um den jungen, blassen Mund. „Weil — weil ich sie — Ich hatte kein Zutrauen zu mir, weil ich mich kannte. Mit der Klasse hörte mein Können auf. Und gar gegen dich! So ist es gewesen. Und jetzt kannst du die Karte lesen."

Ellwang trat damit ans Fenster. Durch den gelbgrauen Vorhang fiel das scheidende Licht des Herbstabends auf die steilen, kräftigen Schriftzüge. Er las: „Lieber Herr Bühler! Ob ich Sie so anreden darf — selbst mit dieser wohlberechtigten Frage fühle ich mich schon um eine Zeile der wenigen Worte betrogen, für die diese Karte Raum hat. Und möchte doch, seit ich Ihre Adresse erfahren, Ihnen sagen, wie oft wir an Sie denken! Blickeleser und Zeichendeuter zu sein, haben Sie stets verschmäht, werden Sie's heut zwischen den Zeilen lesen, was mich drängt, Ihnen einen Gruß zu schicken? Wir lesen so viel von den schweren Verlusten, da mag's wohl sein, daß ich jetzt immer an unsere Tanzstundenzeit zurückdenken muß. Kennen Sie diese Karte wohl noch? Damals bat ich sie mir von Ihnen aus, vorgebend, sie Ihrem ‚Nebenbühler' schicken zu wollen. Ich törichtes Ding meinte Sie damit zu ärgern. Aber Sie dachten gar nicht daran, und so habe ich sie mir vor

Digitized by Google

Ärger über Sie aufgehoben, bis heut. Möchte sie Sie gesund und wohl erreichen! Auf ein frohes Wiedersehen! Ihre Asta Dohrn." Nachschrift: „Mein Vetter Wallwitz, der als Verwundeter hier ist, hat das Eiserne Kreuz. Wir sehen seitdem förmlich zu ihm auf."

Ellwang ließ die Karte sinken und sah in den öden Garten hinaus. Also das hatten damals die finsteren Augen, der zuckende rote Mund bedeutet — ein tieferes Gefühl war es gewesen, als er angenommen, er, der auch diesmal wieder von sich auf andere geschlossen hatte. Bühler, nicht er, war für sie der Erste gewesen, ihn hatte sie nur vorgeschoben, um jenen eifersüchtig zu machen! Er wurde nicht rot vor Ärger, nicht bleich vor verwundeter Eitelkeit. Was ihn selbst dabei anging, hatte er, wie über einen anderen erzählt, gelesen. Alles in ihm drehte sich jetzt nur um den, der hinter ihm der letzten, ach so nahen Stunde entgegensah. Um den Freund, den „Konkurrenten", der ihm seitdem so ans Herz gewachsen war, daß sein eigenes Herz zuckte beim Gedenken an das Scheidenmüssen, als sei's ein Stück von ihm! Er fühlte, wie dessen Blicke die ganze Zeit auf ihm geruht hatten, daß er auf seine Worte wartete. Was sollte er ihm sagen? An das Vergangene, Versäumte, Verlorene rühren?

Er setzte sich wieder an das Bett. Die Schwester steckte den Kopf zur Türe herein, zog sich aber begütigend winkend wieder zurück. Vermutlich hatte der Leutnant mit ihr oder dem Arzte gesprochen. Wozu dem Aufgegebenen die letzte Freude versagen?

„Sie schreibt nett, es ist ein prächtiges Mädchen — ich habe sie auch nicht richtig gekannt," begann Ellwang.

„Grüße sie von mir!" bat der Verwundete. „Du wirst sie wiedersehen, sag ihr, was ich dir gesagt habe. Sie hat mir sehr wohlgetan. Sie soll mir vergeben."

Digitized by Google

„Sprich nicht so, Martin, du wirst ihr das alles selbst sagen können beim Wiedersehen.“

„Beim Wiedersehen — ja, ich hoffe darauf!“ Seine Stimme wurde fester. „Ich hoffe darauf!“ Die Stimme sank wieder, und mit seltsamem Lächeln flüsterte er: „Aber dann — werden wir von anderem sprechen!“ Es gehörte nicht zu den Gepflogenheiten Bühlers, von seinem Berufe zu sprechen, wie von allem anderen nicht, was ihm verinnerlicht in der Seele lag, deren tiefstes Gefühl eine schlichte Scheu vor allem Preisgeben war. Jetzt lag eine lautere, religiöse Überzeugung auf dem verklärten Antlitz, und seine Hände hatten sich gefaltet. „Meine Eltern! Es wird sie bitter treffen, — aber ich bin nicht ihr Einziger. Es wurde mir schwer, studieren zu dürfen, ich habe die Zähne oft zusammenbeißen müssen.“ Er zeigte auf die Nachschrift der Karte. „Mein Großvater hat es auch gehabt, siebenzig. War auch Geistlicher.“ Und wieder nach einer Pause, die Karte mit beiden Händen haltend: „Kennst du den Wallwitz? Kaum das Maß hat er, — und sie sieht zu ihm auf, weil er's hat!“

„Er ist auch länger verwundet. Du hast ja gehört, was Bieber sagte,“ beruhigte ihn Ellwang. Es schien ihm, als wäre der Freund noch blasser, während die Augen fieberisch glühten. „Willst du einen Schluck trinken?“

Der Kranke nickte und trank. Sein Gesicht strömte eine trockene Hitze aus, die Hand, die jetzt in der Ellwangs ruhte, zeigte einen raschen, doppelschlägigen Puls.

Die Dämmerung war nicht mehr weit, seine Ausgehzeit wohl längst überschritten, aber Ellwang scheute sich, nach der Uhr zu sehen. Es war ihm ein Entschluß gekommen, der von Minute zu Minute unabweisliche Macht über ihn gewann.

Digitized by Google

Er zählte die Sekunden, immer hoffend, der Kranke werde einschlafen. Jetzt beugte er sich über ihn: die Augen blieben geschlossen, das Gesicht war wieder in den starren, wie aus Wachs gegossenen Ausdruck verfallen, den die Erregung verscheucht hatte. Endlich wagte er es, ihm leise die Hand zu entziehen, sacht erhob er sich und griff in die Brusttasche. Vorsichtig nahm er das kleine in Seidenpapier gewickelte Päckchen, sein Eisernes Kreuz, und legte es auf die Bettdecke. Dann schlich er der Tür zu.

Im Flur traf er den Sanitätsgefreiten, der die Nachtwache hatte, und nahm ihm das Versprechen ab, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn sich mit dem Freunde etwas ereigne. Dasselbe versprach ihm die Schwester. Mit den letzten Sonnenstrahlen kehrte er in seine Krankenstube zurück, von der Schwester mit Schelten empfangen. Gutmütig lächelnd ließ er sich's gefallen, ruhig kehrte er auf sein Lager zurück. Er hatte nur den einen Gedanken, die letzte Freundschaftspflicht erfüllt zu haben, die ihm noch vergönnt war. Der Gedanke an den Sterbenden war seine letzte Empfindung, dann nahm ihn der Schlaf der Genesung in die Arme. —

Am nächsten Morgen wurde er zu seinem Hauptmann gerufen. Dessen erstes Wort war die Frage, wo er sein Kreuz habe. Da erzählte Ellwang, wo er es gelassen. Er tat es in schlichter, knapper Weise. Es sei der einzige Wunsch des sterbenden Freundes gewesen.

Der Hauptmann machte einen nicht ganz glückenden Versuch, aus der Haut zu fahren. „Zunächst ist Ihr Freund noch nicht tot," schrie er nicht ganz logisch. „Aber abgesehen davon, es müssen Tausende braver Kerle ins Gras beißen, ohne Kling und Klang, die's verdient haben. Wissen Sie, was Sie begangen haben? Ein

Digitized by Google

schweres Vergehen! Eine Auflehnung gegen Seine Majestät! Nur der Landesherr hat Orden und Auszeichnungen zu verleihen. Glauben Sie, das Eiserne Kreuz sei ein Pfänderspiel, das von Hand zu Hand geht? Ringlein, Ringlein, wandere! Oder ein Kotillonorden? Nur der Würdigste soll es tragen! Soll das jeder Beliebige entscheiden können? Wie Sie sich unterfangen, es zu verschenken, kann's ein anderer auch gegen Entgelt tun, und das ist im deutschen Heere, gottlob, nicht Mode! — Ein Freiwilliger, der Orden vergibt! Es ist ja zum Baumausreißen! Was sollen wir nun mit Ihnen tun, Herr? Der Herr Major bringt es Ihnen selbst ins Lazarett, und Sie —!" Er lief aufgeregt durch die Stube. „Ich denke, ich falle vom Himmel, wie mir heute der Stabsarzt den Dank des — wie heißt er doch — Ihres Freundes überbringt. Im Lazarett haben sie gedacht, der Leutnant v. Bieber habe es ihm mitgebracht, im Auftrage. Und bei dem können Sie sich bedanken, wenn ich Sie nicht gleich —" Er überlegte, welche furchtbare Drohung er aussprechen solle, dann fuhr er fort: „Sollen wir dem — nun ja, er liegt so gut wie im Sterben, — sollen wir ihm das Ding etwa wieder abnehmen?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Nein! Sie sind rasch fertig! Aber was das Regiment dazu sagen wird! Darauf bin ich gespannt! Sie selbst sind's natürlich los, der andere behält es, tot oder lebendig — verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Ich —"

„Was noch?"

„Ich danke dem Herrn Hauptmann von ganzem Herzen."

„Bedanken Sie sich bei dem Herrn Major! Melden Sie sich sofort bei ihm!"

Digitized by Google

Er warf den Mantel über, nickte und lief hinaus. Ellwang folgte.

Vor der Tür drehte sich der Hauptmann nochmals um, sah dem wie ein Felsblock vor ihm Stehenden ins Gesicht und knurrte mit einem ganz eigenen ruckfenden Unterton: „So 'ne Frechheit! Heiliger Ziethen!“

Es zuckte ihm dabei um den roten Schnurrbart.

Beim Major war der Bataillonsschreiber. Ellwang meldete sich.

Langsam trat der Major auf ihn zu. „Sie kommen von Herrn Hauptmann v. Löngken?“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Ihr Kreuz sind Sie nun los. Was weiter geschieht, wird Ihnen der Hauptmann mitteilen.“ Er wendete sich zu dem Bataillonsschreiber. „Die Liste ist also noch hier?“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Gut, ändern Sie also die Namen. Gefreiter Bühler statt des Gefreiten Ellwang unter gleichzeitiger Beförderung zum Unteroffizier. Gehen Sie gleich von hier aus in das Lazarett im Schulgebäude und teilen Sie es dem Unteroffizier Bühler mit!“

„Zu Befehl!“ Der Bataillonsschreiber machte kehrt, sein schwerer Tritt hallte über die stille Straße.

Der Major trat wieder auf Ellwang zu. „Sie sind Student? Was studieren Sie?“

„Jurisprudenz, Herr Major.“

„Und Ihr Freund?“

„Theologie.“

„Diesmal haben Sie das Fach vertauscht. Das göttliche Recht mag auf Ihrer Seite sein. Aber wir sind Menschen — Soldaten! Wir dürfen nicht bloß das Mitleid und die Liebe entscheiden lassen. Das Heer und alles, was dazu gehört, ist so gut eine eherne Mauer,

Digitized by Google

ein Rührmichnichtan, wie das Gesetz, das nichts lockern, nichts anfressen darf. Haben Sie auch bedacht, daß Sie nahe daran waren, Ihren Freund mit einer Lüge als letzten Gruß ins Grab zu legen? Sprechen Sie!"

„Ich habe nichts bedacht, Herr Major. Ich sah nur, wie es ihn glücklich machen würde. Ich hätte das Kreuz stets als einen Vorwurf getragen, wenn nicht auch er —"

„Sie fühlten sich mit anderen Worten gedrängt, die Gerechtigkeit zu verbessern?"

„Ich fühlte meinen Unwert ihm gegenüber. Er hat nie geschwankt, nie gezaudert! Ich war nahe daran, einmal — feige zu werden."

„Haben es aber wieder gut gemacht!"

„Ich habe es versucht."

Der Major sah ihn scharf an. Ellwang hielt den Blick ohne Zucken aus. Dann hob er die Hand zum Gruß. „Gehen Sie jetzt zu ihm, sagen Sie ihm meinen Gruß. Ich werde nachkommen." —

Der Bataillonsschreiber stand noch an Bühlers Bett, als Ellwang eintrat. Das Kreuz ruhte auf der mühsam arbeitenden Brust des Freundes, seine Hand glitt mit zitterndem Streicheln über Band und Rand. „So, wie ich's getan habe," dachte Ellwang. Aber es gab seiner Seele keinen Stich. Sie bewahrte die gütigen Worte des Majors bewegt und dankbar, aber als er dem Sterbenden in die Augen sah, floß sie über von einem stärkeren Gefühl, das alles andere unterdrückte. Der Tod war schon im Zimmer, er stand im Hintergrunde, ließ seinem Opfer Zeit, noch einmal mit Herz und Hand die drei winzigen Gegenstände zu umfassen, an denen die scheidende Seele hing: das Kreuz, den letzten Brief der Eltern und Geschwister und eine Karte mit buntem Wappenbild.

Am Tische saß die Schwester, sie hatte eine Feld-

Digitized by Google

postkarte vor sich, deren Adresse sie eben schrieb: Fräulein Asta Dohrn. Auf ihrer anderen Seite las Ellwang, mit feuchten Augen, die mühsam mit zittriger Hand gekritzelten letzten Zeilen des Freundes: „Danke von Herzen. Auf Wiedersehen dort oben! Habe soeben Eisernes Kreuz und Tressen erhalten." Dann sank Ellwang leise weinend auf die herabhängende Hand des Freundes, die ihm mit zärtlichem Streicheln über das Haar glitt.

So fand sie der Major; mit leise klirrenden Sporen trat er ein, der Schreiber trat in den Hintergrund. Zum letzten Male schlug der Sterbende das Auge auf, das des Offiziers treffend. Ein Dank lag darin und ein Stolz, wie ihn der ernste Mann noch nie aus Menschenaugen sprechen sah. Er neigte sich, den Helm abnehmend, und legte die Hand auf die des Getreuen, die jetzt verzitternd aus Ellwangs Haar glitt.

Die Faust des Todes war niedergefahren.

— — — — — — — — — — — — —

Oben über dem Kirchhof, wo ein Dutzend Bäume das letzte welkende Laub in den Ostwind streute, neben dem Grabe des Feldwebels, war das Grab des jüngsten Toten der fünften Kompanie gegraben. Hier sollten sie nebeneinander liegen, die beiden Söhne des norddeutschen Flachlandes, in welschem Boden. Der Hauptmann sprach einige Worte. Die Gelegenheit entsprach nicht seiner Rhetorik, die ihre Blüten lieber bei weniger ernsten Fällen zu entfalten pflegte. Er machte es kurz und nach Soldatenart, und doch umfing die Stimmung der Stunde die zum letzten Abschied Versammelten. Das „heute dir, morgen mir" war ihr Grundton, ob die Hörer die einzelnen Worte verstanden, oder ob sie in knarrendem Stocken der buschigen Lippe entglitten, windab getrieben im Reigenspiel der braunen Blätter

Digitized by Google

verhallten. Das offene Grab sprach genug. Sprach lauter, als die brüllenden Mäuler der Geschütze, deren Zwiesprache man in stumpfer Gewohnheit kaum mehr hörte.

Und der Wind sprach, der surrend durch das ungemähte Herbstgras fuhr, der daher kam, von wo auch sie gekommen waren, der das Gebet der heimatlichen Dorfgemeinde herübertrug über all die tausend Gräber, die längs ihres Marsches lagen, und der nun auch ihr ungelenkes Gebet, kaum von der Seele losgelöst, mitnahm zu künftigen Grabstätten, die heute noch die Schauer der Granaten zerpflügten.

Der Major zuerst, der nicht hatte fehlen wollen, der Hauptmann und die übrigen Offiziere, traten an das Grab. Die Schollen des feindlichen Bodens rannen auf den Leib des Kameraden. Ellwang hatte einige wenige Blumen mitgebracht, rote Dahlien und weiße Astern, die warf er dem Freunde nach. Die Briefe und die Karte hatte er ihm auf die Brust gelegt. Die Helme senkten sich wieder auf die Köpfe, Ellwang blieb mit denen, die das Grab zuschaufelten, zurück. Dann holte er hinter den Bäumen ein blechernes Schild hervor, das ein sachverständiger Kamerad auf seine Bitte mit schwarz gelacktem Untergrund und deutlichen weißen Buchstaben versehen hatte. Die Grabschrift trug Namen und Todestag des Gefallenen und darunter die Worte: „Seinem Primus in Freundestreue und Kameradschaft."

* * *

Der Transport der Verwundeten hinter die Front war abgegangen, aber ohne Ellwang. Gesundheitlich fühlte er sich wieder im vollen Besitz seiner Kräfte, aber eine Saite in ihm war gesprungen. Er hatte die Freude

Digitized by Google

an dem Gedanken verloren, jetzt in die Heimat zurückzukommen. So hatte er es mit Erlaubnis des Stabsarztes bei dem neuen Feldwebel durchgesetzt, im Geschäftszimmer beschäftigt zu werden, und der Hauptmann, anscheinend den Bericht überhörend, hatte nichts dagegen eingewandt. Vielleicht mochte er auch wohl vom Standpunkte des eingefleischten Feldsoldaten vierzehn Tage Schreibarbeit an der Front als Buße genug ansehen, denn die so grimmig in Aussicht gestellte Strafe blieb aus. In der Tat aber hatte, unmittelbar nach Bühlers Beerdigung, der Major den Hauptmann beiseite genommen, und das Ergebnis der kurzen Unterredung war gewesen, daß der Gefreite selbstverständlich genug gestraft sei, und der Major eine neue Eingabe wegen seiner Auszeichnung an das Regiment richten wolle.

Ellwang tat mit Gleichmut seine neuen Pflichten, so ledern sie mitunter waren. Wohl waren seine Gedanken oft bei dem Toten, das andere war für ihn abgetan. Er hatte es einmal gehabt, das Eiserne Kreuz, und das Bewußtsein konnte ihm keiner rauben. Wie er es verloren, war ihm mehr, als sein Besitz. Er konnte es verschmerzen.

Eines Abends in sein Quartier tretend, fand er einen Brief seiner Eltern. „Heil und Segen dem Ritter des Eisernen Kreuzes," schrieb der alte Herr. „Lasse Dich Gott bald genesen! Wie stolz sind wir vor allen Bekannten!" Und dann das Mütterlein! Diese stolzbeseligte, naive Freude! Es war die Antwort auf seine Mitteilung vom Lazarett.

Er ging mit dem Brief in seine Ecke. Das war es, weshalb er nicht nach Hause gemocht hatte, jetzt war es ihm klar. Wie hätte er ihnen das alles erklären sollen? Er warf sich auf das Stroh.

Digitized by Google

„Diese Nacht wird alarmiert," schrie ihn ein Kamerad an. Ein wüster Geselle, den keiner gern hatte.

„Meinetwegen gleich!"

„Hast es satt? Na, ich auch! Das Geschinde Tag und Nacht! Sechs Tage haben wir jetzt draußen gelegen im Schützengraben. Und hier schmeißen sie schon wieder mit Granaten! Davonlaufen müßte man!"

„Halt das Maul, wenn's dein Ernst ist!"

„Ach du! Red' du noch! Einer, dem sie das Kreuz wieder abgenommen haben!"

Mit einem Griff hatte Ellwang den Mann an der Kehle, klatsch flog ihm seine Hand in das Gesicht.

Ein Unteroffizier gebot Ruhe, hinter ihm drängte die Korporalschaft. „Lassen Sie den Mann los!" schrie er.

Ellwang hörte nicht. Es hämmerte ihm in den Ohren, wie sinnlos schüttelte er den Mann an der Gurgel.

Da drang es von draußen durch die offene Tür. Alarm! Sie liefen auf die Straße, der Geschlagene mit ihnen. Ellwang ergriff auch Gewehr, Tornister und Patronentasche und eilte nach.

Das Gerücht von bevorstehenden Kämpfen behielt diesmal recht. Adjutanten und Radfahrer sausten heran und wieder weiter, schon den ganzen Tag hatten die Feldtelephone gearbeitet, hatten die Flieger die Luft durchschnitten.

Hauptmann v. Löngken stand bereits vor der Kompanie, der Feldwebel trat von ihm weg, einige Schritte weiter auf die Front zu. Es handelte sich um eine Erkundung über die Stellung feindlicher Batterien.

„Freiwillige vor!" rief der Hauptmann.

Ellwang, kaum eingetreten, sprang als erster aus dem Gliede.

Der Hauptmann sah ihm in die Augen, wandte seine Blicke auf die anderen Freiwilligen, auf den Feldwebel,

Digitized by Google

der zustimmend nickte, dann wieder auf Ellwang. „Es ist eine ernste Sache, die Mut verlangt — und Kopf. Also, Gefreiter Ellwang, suchen Sie sich vier Mann aus und melden Sie sich nachher bei mir. Die Kompanie steht in einer Viertelstunde rechts vor der Kirche."

Die Instruktion des Hauptmanns war klarer als seine sonstigen rednerischen Leistungen. Ihr Schluß war: „Ob ihr wiederkommt, ist Glückssache. Die Knöpfe sind euch sicher —" zu den drei Gemeinen — und zu den beiden Gefreiten — außer Ellwang war es noch ein zweiter — „und euch die Tressen! — Also, auf Wiedersehen!"

So geschah es, daß Heinrich Ellwang zum ersten Male wieder hinauszog, bei der baumbestandenen Anhöhe hinter dem Friedhof vorüber, von der ein leises Raunen und Rauschen herüberdrang.

Die dunkle Nacht verschlang die kleine Schar. —

Von den vier Mann kehrten am nächsten Mittag zwei zurück. Ihr Führer und die beiden anderen lagen auf der Heide. Sie überreichten dem Hauptmann ein sauber gefertigtes Kroki der feindlichen Artilleriestellung von Ellwangs Hand. Kurz darauf hatten ihn die Kugeln getroffen. Seine Aufgabe war gelöst — mit seinem Tode.

Als der Hauptmann mit dem ungeduldig erwarteten Bericht zu dem Major kam, lag auf dessen Tisch ein Eisernes Kreuz. Der rote Schnurrbart zuckte, als er dem Vorgesetzten die Zeichnung überreichte, der sie mit leuchtenden Augen empfing. Dann erzählte er. Tief bewegt hörte der andere zu.

„Wir haben es gut mit ihm gemeint," sagte der Hauptmann, auf das Kreuz blickend.

„Ja, lieber Freund, aber die Menschenliebe hat kürzere Beine als das Gesetz. Und wenn sich beide verbünden, überspringt sie das Schicksal!"

Digitized by Google

Die Munition der Gulaschkanone

Von R. Zollinger

Mit 8 Bildern (Nachdruck verboten)

Wenn wir im Verlauf dieses furchtbaren Kampfes, des schwersten und opferreichsten, den deutsches Volk jemals im Ringen um seine Selbstbestimmung zu bestehen hatte, immer aufs neue von schrankenloser Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt werden für die oft schier übermenschlichen Leistungen unserer Krieger, so wollen wir nicht vergessen, daß ein Teil des Verdienstes auch denen zufällt, die durch weitblickende Vorkehrungen in Friedenszeiten die Möglichkeit so ungeheurer Leistungen gesichert haben.

Heute ist niemand mehr darüber im Zweifel, daß die gegen frühere Feldzüge völlig veränderte Art der modernen Kriegführung, daß der „Schützengrabenkrieg" und die wochenlange Dauer gewaltiger Schlachten an die körperliche Kraft und Widerstandsfähigkeit des einzelnen Soldaten Anforderungen stellen, die bis an die äußerste Grenze menschlichen Vermögens gesteigert sind. Solchen Ansprüchen auf die Dauer zu genügen, ist nur eisernem Willen, unerschütterlicher Siegeszuversicht und wahrem Heldenmute möglich. Aber alle moralischen Hilfsmittel müßten am Ende versagen, wenn nicht auch der Körper ständig auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit erhalten werden kann.

Das wesentlichste Mittel dazu ist selbstverständlich eine ausreichende und zweckmäßige Ernährung, und gerade in diesem wichtigen Punkte hat es mangels genügender Friedensvorbereitungen in früheren Feldzügen — auch in deutschen — manchmal recht bedenklich gehapert. Noch im Kriege von 1870/71 konnten zuweilen sehr berechtigte Klagen in dieser Hinsicht erhoben werden.

Digitized by Google

Abladen des Gulaschfleisches auf dem Hof der Fabrik.

Die Schwierigkeiten, die sich der gleichmäßigen und hinlänglichen Ernährung einer nach Hunderttausenden

Digitized by Google

oder gar nach Millionen zählenden, über ungeheure Kriegsgebiete verteilten Streitmacht entgegenstellen, sind ja allerdings außerordentlich groß. Man berechnet

Das Fleisch wird von den Knochen gelöst.

das Tagesbedürfnis für den Mann auf 1150 Gramm, zusammengesetzt aus 750 Gramm Brot, 200 Gramm Fleischkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven und je

Digitized by Google

25 Gramm Kaffee und Salz. Daraus ergibt sich für einen Truppenkörper von 150 000 Mann ein täglicher Verbrauch von 172 500 Kilogramm, wozu noch ungefähr 600 000 Kilogramm Hafer, Heu und Futterstroh für die zu diesem Truppenkörper gehörigen Pferde kommen.

Zerkleinern des Fleisches in einer Schneidemaschine.

Für die regelmäßige Zuführung und Bereithaltung dieser ungeheuren Mengen viele Monate hindurch Sorge zu tragen, ist eine Aufgabe, deren befriedigende Lösung nur einer wahrhaft großartigen Organisation und einem unermüdlichen Einsetzen aller Kräfte möglich sein kann. Unsere Heeresverwaltung hat bis jetzt den Beweis geliefert, daß es bei uns weder an der einen noch an dem anderen fehlt. Bis auf gewisse

Digitized by Google

unvermeidliche, weil durch die jeweilige Gefechtslage bedingte Ausnahmen, ließ die Verpflegung der deutschen Truppen an allen Kampffronten nichts zu wünschen übrig. Die von ihnen bewiesene Ausdauer und der im allgemeinen über Erwarten günstige Gesundheitszustand geben dafür das beste, unwiderlegliche Zeugnis.

Die wichtige Rolle, die die fahrbare, jeder Kompanie zugeteilte Feldküche bei der Lösung der Ernährungsfrage in diesem Kriege spielt, ist bekannt. Ihr allein ist es zu verdanken, daß — von den oben erwähnten, nicht allzu häufigen Ausnahmen abgesehen — jeder Soldat auch im weit vorgeschobenen Schützengraben täglich sein warmes, schmackhaftes und gut nährendes Essen erhalten kann, ohne, wie in früheren Feldzügen, selbst abkochen zu müssen. Aber auch die Feldküche würde ihrer Bestimmung nicht immer und in vollem Umfange gerecht werden können, wenn nicht die heimische Konservenindustrie während der letzten Friedensjahrzehnte auf eine so stolze Höhe gebracht worden wäre. Denn die Beschaffung frischen Fleisches und frischer Gemüse, so wünschenswert sie auch sein mag, läßt sich in einem dem Bedürfnis entsprechenden Maße nur unter besonders günstigen Umständen bewirken, und man bleibt für die genannten wichtigsten Nahrungsmittel in der Hauptsache auf die Konserven angewiesen, deren tadellose Beschaffenheit deshalb für den Kräfte- und Gesundheitszustand der Truppen von höchster Bedeutung ist.

Es ist als ein Glück zu betrachten, daß die Technik der Fleisch- und Gemüsekonservierung gerade in jüngster Zeit erheblich fortgeschritten ist. Der Gedanke, der ihr zugrunde liegt, ist ja schon recht alt. Vor kurzem erst hat Professor Dr. v. Lippmann den interessanten Nach-

Digitized by Google

weis geliefert, daß die gewöhnlich als Erfinder genannten berühmten Chemiker Appert und Liebig ihren Ruhm eigentlich an einen viel verkannten Vorgänger abzutreten haben. In der Königlichen Bibliothek zu

Das Schließen und Verlöten der Büchsen.

Hannover befindet sich ein Manuskript militärischen Inhalts von Leibniz, worin er die Mittel erörtert, Feldtruppen auf langen Märschen dauernd bei ausreichenden Kräften zu erhalten, und worin folgende merkwürdige Stelle vorkommt: „Man müßte auch bei sich haben

Digitized by Google

gewisse nährende Kraft-Kompositiones, deren geringe Quantität solche Stärke giebt, daß man sich damit etliche Tage unterhalten kann, und deren Komposition mir bekannt ist." Lippmann legt in scharfsinniger Weise dar, daß mit diesen Kraft-Kompositiones nichts anderes gemeint ist als das, was wir heute als Konserven bezeichnen, und daß Leibniz seine Kenntnis ihrer Herstellungsmöglichkeit dem berühmten Denis Papin, dem Erfinder des Papinschen Topfes und des Sicherheitsventils, zu danken hatte. Denn Papin wollte seinen Topf zur Bereitung von Konserven „durch Auskochen und nachherigen luftdichten Verschluß" benützen und wollte ein „Gelee" herstellen, das „die geistigen und flüchtigen Bestandteile des Fleisches, die man beim üblichen Einsalzen verliere, festzuhalten vermöge". Man sieht, daß dies Papinsche Gelee sich in nichts von dem späteren „Fleischextrakt" Liebigs unterscheidet.

Aber die Idee des ursprünglichen Erfinders blieb unausgenützt, und er würde nicht wenig erstaunt sein, wenn er sehen könnte, was die moderne Technik aus seinem von Leibniz aufgenommenen und für die Zwecke der Truppenverpflegung empfohlenen Gedanken gemacht hat. Der Besuch einer jener großen deutschen Fabriken, die sich hauptsächlich mit der Herstellung von Fleischkonserven beschäftigen, ist wohl niemals interessanter und lohnender gewesen als in dieser Zeit, wo die zum großen Teil mit Konserven gespeiste Feldküche, die „Gulaschkanone", für unsere im Felde stehenden Söhne und Brüder zu so ungeahnter Bedeutung gelangt ist. Die hier wiedergegebenen Bilder sind einem solchen musterhaften Betriebe entnommen und lassen in anschaulicher Weise den Weg verfolgen, den das Gulaschfleisch bis zu seiner Fertigstellung als gebrauchsfähige Dauerware zurückzulegen hat.

Digitized by Google

Die verlöteten Büchsen kommen in den Kochkessel.

Daß nur Rohmaterial von bester, auserlesener Beschaffenheit zur Verarbeitung gelangt, gilt in allen

Digitized by Google

Fabriken, die an unsere Heeresverwaltung liefern, als selbstverständlich. Das Erzeugnis ist darum auch in

Einführung des mit Büchsen gefüllten Kessels in den Kochapparat.

keiner Weise mit jenem früher viel verbreiteten faserigen überseeischen Büchsenfleisch zu vergleichen, das nicht

Digitized by Google

von sorgfältig gefüttertem und gemästetem Vieh, sondern von meilenweit zusammengetriebenen, schlechtgenährten Tieren geliefert wurde.

Die erste Behandlung, der die zerlegten Schlacht-

Der Kochprozeß.

viehteile unterworfen werden, ist die sorgfältige Auslösung aller Knochen, Sehnen und sonstigen für die menschliche Ernährung wertlosen Bestandteile. Diese Arbeit, die naturgemäß nicht von Maschinen, sondern nur von Menschenhänden verrichtet werden kann, wird,

Digitized by Google

um jeder Übertragung von Ansteckungskeimen vorzubeugen, nur Leuten überlassen, die zweifellos vollständig gesund sind, und man geht in den meisten Fabriken heute schon so weit, diese Knochenauslöser einer täglichen ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Die so vorbereiteten Stücke kommen alsdann in eine Schneidemaschine, die das Zerkleinern in Brocken von annähernd gleicher Größe bewirkt, und diese Brocken werden unmittelbar nach ihrem Herauskommen aus der Maschine in die bereitgehaltenen offenen Konservenbüchsen gegeben. Das Schließen und Verlöten der Büchsen geschieht ebenfalls durch eine äußerst sinnreich konstruierte Maschine. Büchsen und Deckel werden zwischen zwei Futterscheiben gehalten und der Rand des Deckels wird dabei durch Falzrollen umgelegt. Luftdicht gemacht wird der Verschluß dadurch, daß vor dem Verfalzen ein Lotstreifen oder ein Draht eingelegt wurde, der bei der nachfolgenden Erwärmung des Falzes dessen Fugen schließt. Der Falz selbst wird zuweilen doppelt umgelegt und auch in den Dosenkörper eingepreßt. Die neuesten Maschinen dieser Art, wie sie in ganz großen Betrieben gebraucht werden, haben selbsttätige Zuführung durch einen Revolverteller, der die gefüllten Büchsen unter die Werkzeuge bringt, während eine zweite Vorrichtung die Deckel zuführt und sie auf die Dosen legt, worauf das Schließen durch Falzen und Verlöten erfolgt.

Die wichtigste Vornahme bei der Konservenherstellung ist die Sterilisierung, durch die allein die Haltbarkeit des Erzeugnisses gewährleistet wird. Die luftdicht verschlossenen Büchsen kommen zu diesem Zweck in einen zylindrischen Kessel mit siebartig durchlöcherter Wandung. Dieser Kessel wird nach erfolgter Füllung in einen zweiten, größeren gesetzt, der durch einen auf-

Digitized by Google

Reinigung und Prüfung der Büchsen.

geschraubten Deckel dampfdicht verschließbar ist. In diesem Apparat, dem sogenannten Autoklaven, der meist

Digitized by Google

aus Schmiedeeisen gefertigt ist, werden die Konserven während einer gewissen, genau bestimmten Zeitdauer bis auf eine Temperatur von etwa 120 Grad erhitzt. Die Heizung erfolgt nur noch vereinzelt durch Unterfeuerung, in den meisten Fällen durch einströmenden Dampf. Man arbeitet beim Betriebe entweder nur mit Dampf, oder man füllt den Autoklaven mit Wasser und leitet Dampf ein. Ist die gewünschte Temperatur erreicht, so muß sie während der weiteren Erhitzungszeit möglichst gleichmäßig erhalten werden. Nach Ablauf der erforderlichen Zeit, die gewöhnlich durch eine Weckeruhr angezeigt wird, läßt man abblasen und entleert den Apparat.

Die Büchsen werden dann schnell gekühlt, damit die Beschaffenheit des Fleisches nicht leidet, sorgfältig abgeputzt und mit fetten Lappen abgerieben, sofern man nicht, wie es jetzt häufiger geschieht, vorgezogen hat, dem Autoklaven etwas flüssiges Paraffin zuzuführen.

Bevor die fertigen Konserven aus der Fabrik hinausgehen, müssen sie entweder mindestens vier Wochen lang in kühlen, trockenen Räumen lagern oder für einige Zeit in einen auf 30 Grad erwärmten Raum gebracht werden. Waren in einer Dose Mikroorganismen vorhanden, die den Sterilisierungsprozeß überstanden haben, ohne abgetötet zu werden, so bewirkt die durch sie herbeigeführte Zersetzung des Inhalts eine Gasentwicklung, die den Deckel oder den Boden der Büchse beulenartig auftreibt. Solche Dosen, die man bombierte nennt, müssen unbedingt verworfen werden, da der Genuß ihres Inhalts schwere gesundheitliche Störungen nach sich ziehen kann.

Daß nicht nur in der Fabrik, sondern auch vor dem Gebrauch für die Gulaschkanone jede einzelne Büchse

Digitized by Google

gewissenhaft auf derartige Auftreibungen hin geprüft wird, bedarf kaum der Erwähnung. Das Leben und die Gesundheit unserer braven feldgrauen Jungen sind für uns von so unschätzbarem Werte, daß sicherlich keine Vorsichtsmaßregel unterlassen wird, die dazu dienen kann, sie vor vermeidbaren Gefahren zu schützen.

Digitized by Google

Der Fleck auf der Stirn

Eine amerikanische Geschichte von A. O. Klaußmann

(Nachdruck verboten)

Der Kapellmeister Martin Rogers saß in seinem Landhause am Hudson und las einen Brief, den er soeben mit der ersten Post erhalten hatte. Das Schreiben kam von der Direktion des New Yorker Metropolitantheaters und teilte Rogers mit, daß seine Operette „Die Königin von Ninive“ erst im nächsten Jahre zur Aufführung gelangen könnte.

„Wir sind“, schrieb die Direktion, „mit drückenden Verpflichtungen zur Aufführung neuer Musikwerke überlastet und können es beim besten Willen nicht anders einrichten, als daß Ihr Opus erst nach Jahresfrist zur Aufführung kommt. Wir müßten Ihnen sonst anheimstellen, das Werk zurückzuziehen.“

Das war ein schwerer Schlag für Rogers, und er traf ihn gänzlich unerwartet. Welche Hoffnungen hatte er nicht auf diese Operette und den Erfolg, den er damit sicher zu erzielen hoffte, gesetzt!

Als seine Gattin Hatty mit der kleinen Bessy, ihrem einzigen Kinde, eintrat, sah sie sofort, daß der Gatte eine unangenehme Nachricht erhalten hatte. Sie bat um den Brief und war ebenfalls bestürzt. Aber Hatty war eine tapfere Frau; sie bezwang ihre Tränen und sagte: „Wir werden uns eben in Geduld fassen müssen.“

„Das müssen wir freilich,“ entgegnete Martin, „aber was in der Zwischenzeit aus uns werden soll, das weiß ich wirklich nicht. Ich rechnete sicher mit den Einnahmen aus der Operette. Das Erscheinen der Klavierauszüge, der einzelnen Lieder, die unzweifelhaft einen großen Erfolg haben werden, ist vorbereitet, ich habe auch von den Verlegern bereits Vorschüsse darauf und habe sicher mit großen Einnahmen gerechnet, die in den nächsten

Digitized by Google

Wochen ins Haus kommen mußten. Nun ist alles um ein Jahr hinausgeschoben, alle Hoffnungen sind zerplatzt wie Seifenblasen. Es ist mir wahrlich weniger um mich, Hatty, sondern um dich und um das Kind. Ich hatte sicher gehofft, daß für euch die Zeit der Prüfungen, die Zeit des Darbens und Entbehrens vorüber wäre!"

„Ach, laß das doch! Die kleine Bessy weiß noch gar nicht, um was es sich handelt, und daß mir das Glück, mit dir vereint zu sein, genügt, weißt du. Aber du selbst brauchst Erholung. Du hast dich in der letzten Zeit überarbeitet. Du mußt nach dem Süden, am besten nach Ägypten. Wenn du noch einen Winter hier bleibst, droht dir Gefahr. Das hat dir der Arzt gesagt, wie du selbst genau weißt. Kannst du die Operette denn nicht zurückziehen und anderswo —"

„Das hätte keinen Zweck, Hatty. Wenn man mit einem Bühnenwerk in Amerika und später auch in Europa Erfolg haben will, muß es den Stempel der Metropolitanoper von New York tragen. Erst wenn es dort anerkannt ist, kann es seinen Siegeslauf über die ganze Welt antreten. Ließe ich die Operette zuerst anderwärts aufführen, so würde mir das die New Yorker Gesellschaft sehr übelnehmen. Vor allem wären der Operette hier alle Türen verschlossen, wenn ich sie zuerst in Europa zur Aufführung brächte. Du weißt, das Metropolitantheater befindet sich in den Händen der obersten Fünfhundert, das heißt der reichsten Leute New Yorks und Amerikas überhaupt. An keinem anderen Opernhause gibt es bessere Gesang- und Musikkräfte, wird so viel auf Ausstattung gegeben, und meine Operette verlangt eine glänzende Ausstattung. Auch mit den Klavierauszügen ist nur ein gutes Geschäft zu machen, wenn man vermerken kann, daß die Operette

Digitized by Google

am Metropolitantheater in New York mit Erfolg aufgeführt worden ist."

„Du hattest aber doch die Zusage, daß die Aufführung bestimmt innerhalb der nächsten Wochen vor sich gehen sollte."

„Gewiß. Da aber die Direktion vollständig abhängig ist von den Aktionären, spielen eben Verhältnisse mit, die es an keiner anderen Bühne gibt. Es ist mir irgend jemand vorgezogen worden, der mehr Protektion hat als ich. Es fehlt mir eben an Freunden, oder vielmehr ich habe Feinde, die gegen mich arbeiten. Und das will ich einmal feststellen, mich bei der Direktion erkundigen, warum die Aufführung meiner Operette verschoben worden ist."

Er nahm seinen Hut, küßte Weib und Kind und eilte nach der Eisenbahnstation, um nach New York hineinzufahren.

Seine Frau sah ihm mit tränenden Augen nach. Jetzt brauchte sie sich nicht mehr zu beherrschen, konnte ihren Tränen freien Lauf lassen.

Ja, ihr Mann hatte Gegner und Feinde, die ihm das Leben zur Hölle machten! Und zu den schlimmsten gehörten ihr eigener Vater und ihre Stiefmutter, die Freunde ihres Vaters und alle die Leute, die für ihren Vater und gegen sie waren, weil sie den armen Künstler geheiratet hatte.

Drei Jahre waren es jetzt her, seitdem Martin Rogers als Kapellmeister an die Metropolitanoper in New York gekommen war. Der Ruf eines hochbegabten Musikers und Künstlers ging ihm voraus. Binnen kurzem begann der junge, sehr ansehnliche Musiker eine Rolle in der New Yorker Gesellschaft zu spielen. Er wurde mit Einladungen überschüttet, die New Yorker Milliardäre beeilten sich, ihn als Musiklehrer für ihre

Digitized by Google

Kinder zu engagieren, so daß ihm die Zeit bald zu kurz wurde, selbst wenn er von früh bis abends tätig war. So hatte Martin auch Hatty Broom, die Tochter eines reichen Kohlenminenbesitzers, kennen gelernt, der zwar nicht zu den Milliardären, aber doch zu den vielfachen Millionären gehörte. Der alte Broom war ein Mann, der von der Pike auf gearbeitet hatte. Er war erst Träger auf einem Kohlenplatze gewesen und hatte sich dann bis zum Kohlenhändler und schließlich bis zum Bergwerksbesitzer emporgearbeitet. Er war ein schroffer, eigenmächtiger Charakter, ein Tyrann in seiner Familie. Die Frau war zeitig gestorben, und die beiden Kinder, die zurückblieben, Hatty und ihr Bruder Philipp, hatten beim Vater keine guten Zeiten. Zwischen Vater und Sohn brach schließlich ein derartiger Streit aus, daß Philipp das väterliche Haus verließ und nach dem Westen ging, wo er seit Jahren verschollen war. Es hieß, er friste als Cowboy sein Leben. Die Schwester hatte sich daran gewöhnt, ihn als Toten zu betrauern.

Ihr Vater war selbstverständlich der Meinung, daß sie eine glänzende Partie machen müsse. Da aber kam die Bekanntschaft mit dem Kapellmeister und die Liebe auf den ersten Blick. Natürlich wollte Broom von einer solchen Heirat durchaus nichts wissen, und als Hatty einundzwanzig Jahre alt war und nun ohne Genehmigung des Vaters heiratete, verbot er ihr sein Haus und erklärte ihr, bei seinen Lebzeiten würde sie nimmermehr einen Pfennig von ihm bekommen. Broom ging aber noch weiter in seinem Zorn. Er sorgte dafür, daß Martin seine Stellung als Kapellmeister verlor, und daß auch der Schüler immer weniger wurden.

Rogers hatte sich etwas erspart und Hatty ihm die Schmucksachen mit in die Ehe gebracht. Mit Aufbietung seines ganzen Könnens hatte dann Martin

Digitized by Google

seine Operette komponiert, und sie war unzweifelhaft gelungen, ein großer Erfolg stand in Aussicht. Die musikalischen Fachmänner der Metropolitanoper nahmen auch die Operette an. Aber nun kamen wieder die Quertreibereien seiner Feinde.

Wenn Hatty noch ihre Mutter gehabt hätte, dann wäre sicher alles anders gekommen. Aber der Vater hatte nach dem Tode der ersten Frau zum zweiten Male geheiratet, und die zweite Frau, mit der er in kinderloser Ehe lebte, suchte alles aufzubieten, um eine Versöhnung zwischen Vater und Tochter zu verhindern. Hatty wußte es: diese Frau war die treibende Kraft bei allen Nichtswürdigkeiten, die gegen Martin unternommen wurden.

— — — — — — — — — — — — — —

„Also daß du es weißt: meine Operette ist zurückgestellt worden, weil ein Günstling der Herzogin von Craig vor mir kommen soll. Sie und der Vorsitzende des Aufsichtsrates, deines Vaters Freund Ponsonby, sind meine gefährlichsten Feinde."

„Wie wäre es," entgegnete Hatty, „wenn ich mich an Jane wenden und sie um Beistand bitten würde?"

„Du willst dich doch nicht etwa vor der Prinzessin von Moradabad demütigen?"

„Was kommt es auf das Demütigen an, wenn man sich damit Glück und Ruhe erkaufen kann! Als Jane noch Nasby hieß und noch nicht den indischen Fürsten von Moradabad geheiratet hatte, waren wir sehr gute Freundinnen."

„Damals hatte ihr Vater noch nicht die Millionen am Petroleum verdient, damals war Jane auch noch eine ganz verständige Person. Später aber wurde sie größenwahnsinnig. Damals führte sie noch nicht den närrischen Kampf mit Mary Gilbert, die damals aller-

Digitized by Google

dings auch noch nicht Herzogin von Craig war. Aber als Mary Gilbert sich mit den Millionen ihres Vaters den englischen Herzog kaufte, ruhte Jane nicht eher, als bis sie die Gattin eines indischen Fürsten war. Sie hatte den besseren Teil erwählt, denn ihr braunhäutiger Gemahl hat sie nach kurzer Ehe als ungeheuer reiche Witwe hinterlassen, während die Herzogin von Craig, deren Mann sich auf der Fuchsjagd den Hals brach, in der Ehe einen großen Teil ihres Vermögens zugesetzt hat. Haben diese beiden verrückten Weiber nicht einen Kampf geführt, über den sich alle Vernünftigen amüsiert haben? Hat nicht die Herzogin von Craig hier in New York eine Ausstellung von Gemälden veranstaltet, auf denen alle ihre Schlösser, ihre Lustjacht, ihre Landsitze zusammengestellt waren? Und überall sah man sie auf den Bildern neben ihrem herzoglichen Trunkenbold. Hat nicht unmittelbar darauf die Gattin des Nabobs von Moradabad ebenfalls eine Gemäldeausstellung hier in New York veranstaltet, um auf den Bildern zu zeigen, wie sie die Herrin von Tausenden von Untertanen ist, wie sie selbst, mit Edelsteinen behängt, auf gold- und edelsteingeschmücktem Elefanten reitet? Und natürlich hat sie mit ihren exotischen Darstellungen von Menschen und Tieren, von Palmen und indischen Gebäuden die schottische Staffage geschlagen, die die Herzogin auf ihren Bildern zur Ausstellung brachte. Nun sind sie beide Witwen und wohnen wieder in New York, sind umschwärmt von Freiern und bekämpfen sich wie zwei Hyänen. Jede will die erste in der Gesellschaft der Fünfhundert sein, die mit ihrer republikanischen Gesinnung prahlen und nichts begehrenswerter finden als ausländische Adelstitel."

„Alles richtig, was du sagst, Martin. Aber eben deswegen wäre es doch ein guter Schachzug, wenn ich

Digitized by Google

mich hinter meine ehemalige Freundin Jane steckte, die doch die Todfeindin der Herzogin von Craig ist. Jane würde alles tun, um zu verhindern, daß die andere Operette aufgeführt würde, schon um der Herzogin von Craig einen Streich zu spielen. Für sie wäre das eine Kleinigkeit, und uns wäre geholfen."

„Gib dich keinen Illusionen hin, Hatty. Sie würde dich gar nicht empfangen. Ponsonby bewirbt sich um ihre Hand, und da Ponsonby der Vorsitzende des Aufsichtsrates ist —"

„Da werde ich mich an Ponsonby direkt wenden," erklärte Hatty. „Ich habe als Kind auf seinen Knien gesessen, habe ihn ‚Onkel' genannt. Er war stets liebenswürdig gegen mich und —"

„Laß das lieber bleiben, du würdest dich nur zwecklos vor ihm demütigen. Lies lieber hier in dieser Zeitung, wie die Herzogin von Craig soeben einen großen Sieg über ihre Gegnerin errungen hat. Sie hat die Prinzessin von Moradabad vollständig geschlagen. Selbst Ponsonby wird, glaube ich, es jetzt nicht wagen, gegen die Herzogin von Craig aufzutreten. Es ist lächerlich, um was sich das Interesse der Milliardärweiber dreht. Übrigens habe ich doch einen Erfolg von meiner heutigen Fahrt nach New York gehabt. Mein Verleger hat bei mir ein Lied bestellt, das ich schleunigst komponieren will, und dessen Ertrag uns für die nächste Zeit vor dem Schlimmsten schützen wird."

Martin Rogers ging nach seinem Zimmer, und Hatty widmete sich dem Lesen der Zeitung. Was sie erfuhr, war folgendes.

Es fand in New York eine Hundeschau nur von Luxus- und Zwerghunden statt, die von den Damen der obersten Fünfhundert in New York beschickt wurde. Auch die Prinzessin und die Herzogin hatten ihre Hunde,

Digitized by Google

sogenannte „Blenheim-Spaniels“, ausgestellt, und wie die Morgenzeitungen meldeten, hatte der Hund der Herzogin den ersten Preis erhalten. Die Herzogin hatte gesiegt, und die Prinzessin hatte eine schwere Niederlage erlitten.

Spaltenlang war der Bericht über das Urteil der Preisrichter. Die Hunde der Prinzessin und der Herzogin waren ganz gleichmäßig schön und echt, und ihre Aussichten waren fast gleich gewesen. Die hundert Punkte, die sich zusammensetzen aus „allgemeiner Erscheinung, Kopf, Einsenkung zwischen den Augen, Schnauze, Augen, Ohren, Behaarung und Federn, Farben und Abzeichen und Fleck auf der Stirn“, waren bei beiden Hunden gleich groß — mit Ausnahme des letzten Punktes: Fleck auf der Stirn. Der Blenheim-Spaniel der Herzogin hatte auf der weißen Stirn einen wunderbar regelmäßigen braunen Fleck, der das Hauptrassekennzeichen bildet. Auch der Spaniel der Prinzessin hatte diesen Fleck, aber er war unregelmäßiger und kleiner. Deshalb war der Fleck des Hundes der Herzogin um zehn Punkte höher gewertet worden, und dadurch bekam er den ersten Preis. Die Zeitungen brachten auch die Abbildung der beiden Hunde, sie brachten eine vergrößerte Darstellung des fraglichen braunen Fleckes auf der weißen Stirn der Hunde, und jeder New Yorker Stiefelputzerjunge konnte sich darüber unterrichten, warum der Hund der Herzogin um zehn Punkte mehr wert war als der der Prinzessin.

Die meisten Zeitungen in New York kennen kein interessanteres Thema, als täglich mitzuteilen, was die reichen Leute treiben, wie sie sich amüsieren, was sie essen und trinken, und wenn es geht, wird auch ein wenig Klatsch aus den vornehmen Kreisen veröffentlicht, wobei es auf kleine Übertreibungen nicht an-

Digitized by Google

kommt. Daß die Prinzessin von Moradabad und die Herzogin von Craig einen Kampf um den Vorrang in der Gesellschaft führten, interessierte selbst die Lastträger am Hafen, das interessierte die kleinsten Leute; denn es handelte sich um „prominente" Frauen, und alles, was „prominent" ist, kann in Nordamerika auf Interesse rechnen.

Auch der Eisenbahnkönig Ponsonby las in den Morgenzeitungen von dem Siege der Herzogin von Craig.

Ponsonby seufzte. Da kamen böse Tage für ihn. Die Schuld an der Niederlage der Prinzessin fiel gewiß auf ihn, denn er hatte ihr den Blenheim-Spaniel geschenkt. Es war ein ausgezeichnetes Tier, ein Rassehund, der bare zehntausend Dollar gekostet hatte. Es war ein kleines, nicht einmal schönes Geschöpf mit langen Haaren und sogenannten „Federn", das heißt etwas starren Haaren, die zwischen den Zehen der Pfoten schräg seitwärts herauswuchsen und wirklich beinahe wie Federn aussahen. Das Hündchen, das Ponsonby der Prinzessin geschenkt hatte, galt für das edelste und beste Tier seiner Rasse in Amerika.

Da hatte die Herzogin von Craig nicht geruht, bis einer ihrer Verehrer einen noch teureren Hund aus England hatte kommen lassen.

Es war selbstverständlich, daß die Prinzessin die Niederlage, die sie durch ihren Hund erlitten hatte, als ein entsetzliches Unglück betrachten würde, und ebenso selbstverständlich war es, daß Ponsonby sofort zu ihr eilen mußte, um sie zu trösten. Bevor er zur Börse fuhr, jagte er in seinem Auto nach dem Palais der Prinzessin in der fünften Avenue.

Schon als Ponsonby mit dem Portier der Villa sprach, hatte er das Gefühl, daß in diesem Hause etwas

Digitized by Google

Furchtbares geschehen sei. Der Portier wagte nur zu flüstern und meinte, er glaube nicht, daß Ihre Durchlaucht die Prinzessin Herrn Ponsonby empfangen würde. Die Prinzessin sei vor Zorn todkrank.

Aber Ponsonby kannte den Zauberschlüssel, der alle Türen öffnet: er drückte dem Portier ein Goldstück in die Hand, und da zuckte der Mann die Achseln und ließ den Eisenbahnkönig eintreten.

Im Vorsaal empfing Rosamond, die Zofe der Prinzessin, den Gast. Rosamond hatte natürlich verweinte Augen und machte den Eindruck, als käme sie geradeswegs von einem Sterbebett.

„Wie geht es Ihrer Durchlaucht?“ fragte Ponsonby besorgt.

„Es ist schrecklich, Mister Ponsonby, ganz entsetzlich! Ich fürchte, Ihre Durchlaucht hat den Tod davon!“

Dabei führte sie Ponsonby aus dem Vorsaal ins Empfangszimmer und öffnete dann leise die Tür zu dem benachbarten Salon. Auf Möbeln und auf der Erde sah man zerrissene Spitzen herumliegen.

„Als die Nachricht eintraf, daß der Hund der Herzogin den ersten Preis bekommen hatte, bekam die durchlauchtigste Prinzessin einen Schwächeanfall. Dann brach der Zorn bei ihr aus und sie zerriß für fünftausend Dollar echte Valenciennesspitzen, Kunstwerke, wie sie zum zweiten Male in der Welt kaum wiederzufinden sind. Da liegen die Reste. Dann bekam sie einen Weinkrampf. Wir haben drei Ärzte geholt, und diese verordnen Schonung, strengste Schonung. Aber sie haben alle bedenklich die Köpfe geschüttelt, und das ist kein gutes Zeichen, Mister Ponsonby!“

Ponsonby nahm die Reste einer duftigen Spitzenkante vom Boden auf und fragte: „Das stammt also von den kostbaren Spitzen?“

Digitized by Google

„Gewiß," antwortete Rosamond weinend. „An eine Wiederherstellung der Spitzen ist nicht zu denken."

Ponsonby griff in die Westentasche, in der der Amerikaner seine Banknoten zu tragen pflegt. Der Amerikaner hat fast nie eine Geldtasche bei sich, sondern trägt das Silbergeld lose in der Hosentasche, Gold lose in der linken Westentasche und Papiergeld zu Röllchen zusammengeknüllt in der rechten Westentasche. Ponsonby nahm also eine Banknote, reichte sie Rosamond und sagte: „Sie wissen, daß ich mit Anerkennung nicht knausere. Gehen Sie einmal und sehen Sie nach, ob ich die Prinzessin nicht wenigstens einen Augenblick sprechen und ihr einige Worte des Trostes sagen kann."

Rosamond verschwand, aber sie kehrte auffallend rasch zurück und schien etwas betreten.

„Nun?" fragte Ponsonby.

Rosamond streckte abwehrend die Hände aus. „Unmöglich, ganz unmöglich, Mister Ponsonby!" sagte sie. „Schon Ihr Name hat die durchlauchtigste Prinzessin in helle Wut versetzt. Sie hat ein Wasserglas nach mir geworfen, mich aber zum Glück nicht getroffen, sondern nur einen venezianischen Spiegel, der in Trümmer gegangen ist. Sie läßt Ihnen sagen, Sie sollen überhaupt nicht wiederkommen; sie will Sie niemals wiedersehen, denn Sie seien schuld an ihrer Niederlage."

„Als ich Ihrer Durchlaucht den Hund schenkte, war es der beste Hund, den es in Amerika gab, und ich habe ihn ihr natürlich nicht zu dem Zwecke gebracht, damit sie ihn auf Ausstellungen schickt."

„Verzweifeln Sie nicht, Mister Ponsonby," flüsterte Rosamond. „Die Zeit heilt alle Wunden. In den nächsten Tagen natürlich dürfen Sie sich hier nicht sehen lassen. Aber ich bin überzeugt, wenn der erste Schmerz

Digitized by Google

vorüber ist, wird Ihre Durchlaucht selbst sich daran erinnern, welch getreuer Freund Sie sind, und ich werde mir dann erlauben, Ihnen einen Wink zukommen zu lassen. Ich garantiere Ihnen, daß Sie dann angenommen werden."

„Ich danke Ihnen," sagte Ponsonby. „Sie sind ein ebenso kluges wie liebenswürdiges Mädchen, Miß Rosamond. Also ein Wasserglas hat sie nach Ihnen geworfen?"

„Ja, ein Wasserglas, sogar ein gefülltes. Aber wie gesagt, es traf nicht meinen Kopf, sondern nur einen venezianischen Spiegel."

„Es wäre auch schade um diesen schönen Kopf gewesen," meinte Ponsonby.

Dann griff er in die Westentasche, steckte Rosamond wieder eine Banknote zu und sagte: „Ich erwarte also Ihre Nachricht. Ich weiß, man kann auf Sie bauen."

— — — — — — — — — — — — — —

„Mister Ponsonby, Missis Rogers wünscht Sie zu sprechen."

Ponsonby verzog das Gesicht. Der Besuch war ihm nicht angenehm, denn er kam dadurch in einen gewissen Zwiespalt. Er hatte wirklich noch etwas übrig für sein Patenkind Hatty, anderseits konnte er ihr nicht gut helfen, denn der alte Broom war sein Geschäftsfreund, mit dem er es nicht verderben wollte.

Er empfing also Hatty mit etwas süßsaurer Miene und fragte ganz geschäftsmäßig: „Was führt Sie zu mir, liebes Kind, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen," sagte Hatty.

Ponsonby lächelte. „Ein Geschäft? Was wird mich das Geschäft kosten?"

„Es handelt sich nicht gerade um Geld," entgegnete

Digitized by Google

Hatty, „aber ich wünsche, daß die Sache ganz geschäftsmäßig behandelt wird. Ich bin in der Lage, Ihnen eine außerordentliche Gefälligkeit zu erweisen, und ich erwarte, daß Sie mir als Entgelt eine solche ebenfalls nicht abschlagen."

„Also Leistung und Gegenleistung," antwortete Ponsonby. „Bitte, sprechen Sie."

„Sie interessieren sich für meine Jugendfreundin Jane, die jetzige Prinzessin von Moradabad. Es liegt Ihnen sehr viel daran, dieser Dame, die soeben eine schwere Niederlage durch eine andere meiner Jugendfreundinnen, die Herzogin von Craig, erlitten hat, einen guten Dienst zu erweisen. Ich werde Ihnen nun die Mittel an die Hand geben, durch die die Niederlage der Prinzessin von Moradabad in einen Triumph verwandelt und die Herzogin von Craig in der Gesellschaft so gut wie unmöglich gemacht wird."

„Sie versprechen viel, Kind! Können Sie das wirklich halten?"

„Ich bin Amerikanerin, und Sie sind ein Geschäftsmann, dessen Zeit kostbar ist. Ich verbringe meine Zeit nicht mit unnützen Dingen."

„Sehr gut, sehr gut!" sagte Ponsonby. „Und was verlangen Sie von mir als Gegengefälligkeit?"

„Mein Mann hat eine Operette, ‚Die Königin von Ninive', geschrieben. Die Operette ist am Metropolitanopernhaus angenommen, aber durch die Intrigen der Herzogin von Craig auf ein Jahr zurückgestellt worden. Sie sind der Vorsitzende des Aufsichtsrates und haben mit der Prinzessin von Moradabad großen Einfluß auf die Direktion des Metropolitanopernhauses. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie dafür sorgen, daß die Operette meines Mannes innerhalb der nächsten sechs Wochen aufgeführt wird, und ich liefere Ihnen die

Digitized by Google

Mittel, um die Herzogin von Craig unmöglich zu machen."

„Die Operette ist bereits angenommen?" fragte Ponsonby.

„Sie ist nicht nur angenommen, sondern sollte auch innerhalb der nächsten Wochen aufgeführt werden. Sie ist aber plötzlich auf ein Jahr zurückgestellt worden, weil ein Günstling der Herzogin von Craig bevorzugt wurde, und höchstwahrscheinlich weil auch mein Vater, der, wie Ihnen ja bekannt sein wird, meinen Gatten rücksichtslos verfolgt, seine Hand im Spiele gehabt hat."

„Sie entschuldigen, meine Liebe," sagte Ponsonby lächelnd, „aber Sie sind Partei. Ich will also erst einmal an die Direktion des Metropolitanopernhauses telephonieren und fragen, wie es sich mit der Operette Ihres Gatten verhält."

„Tun Sie das. Ich bin ganz damit einverstanden."

Ponsonby telephonierte, legte dann den Hörer beiseite und sagte: „Stimmt alles. Man wollte der Herzogin von Craig gefällig sein und hat deshalb die Operette Ihres Gatten zurückgestellt. Also ich gebe Ihnen mein Wort, dafür zu sorgen, daß die Operette Ihres Gatten sofort zur Aufführung gelangt — vorausgesetzt, daß Sie auch Ihr Wort halten. Wodurch wollen Sie also die Herzogin von Craig unmöglich machen?"

„Weil sie einen Betrug begangen hat, und zwar mit ihrem Blenheim-Spaniel auf der Hundeschau. Der erste Preis gebührt dem Hunde der Prinzessin von Moradabad."

„Und diesen Beweis können Sie erbringen?"

„Selbstverständlich, Mister Ponsonby. Der Fleck auf der Stirn des Hundes der Herzogin von Craig ist nicht echt, wenigstens nicht ganz echt, sondern man hat mit Farbe nachgeholfen."

Digitized by Google

„Und das sollten die Mitglieder der Jury, welche die Preise verteilten, nicht gesehen haben?“

„Es sind eben Männer, die vom Haarfärben nichts verstehen. Aber ich habe Erfahrung gerade im Haarfärben. — Sie sehen, ich habe braunes Haar, aber an der rechten Kopfseite habe ich auch eine Strähne goldblonden Haares, das Erbteil meiner deutschen Mutter. Seit frühester Kindheit mußte ich dieses blonde Haar braun färben und ich habe Praxis in solchen Dingen. Kommen Sie mit mir nach der Hundeausstellung, und ich werde Ihnen deutlich den Betrug am Stirnfleck des Spaniels der Herzogin zeigen. Der Hund hat eine rosige Haut, natürlich auch dort, wo braune Haare auf derselben wachsen. Wenn Sie sich den Hund genau ansehen, werden Sie aber finden, daß die Stelle der Haut, auf der die gefärbten Haare stehen, ebenfalls braun ist, weil das Färbemittel, das man auf die weißen Hundehaare brachte, eben auch die Haut darunter färbte. Auch auf meiner Kopfhaut habe ich immer einen braunen Fleck unter den Haarwurzeln der gefärbten Blondhaare. Sie müssen also Protest erheben und dafür sorgen, daß der gefärbte Hund unter sichere Bewachung gestellt wird. In wenigen Tagen sind die gefärbten Haare, die früher weiß waren, wieder ein Stückchen nachgewachsen und werden dann an der Wurzel weiß sein. So ist der Beweis geliefert, daß mit dem Hunde ein Betrug geschehen ist. Die Herzogin von Craig ist blamiert und muß sich nach England zurückziehen. Die Prinzessin von Moradabad wird die unumschränkte Herrscherin der obersten Fünfhundert von New York. Aber beeilen Sie sich mit Ihrem Protest, denn morgen wird die Ausstellung geschlossen.“

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Als am nächsten Morgen Martin Rogers nach der Stadt fuhr, um in dem Institut, in dem er angestellt war, Unterricht zu geben, hörte er schon an dem gellenden Schreien der Zeitungsjungen, daß sich etwas Besonderes ereignet hatte.

„Eine Herzogin als Betrügerin!“ schrien die Jungen, und die druckfeuchten Exemplare wurden ihnen förmlich aus der Hand gerissen.

Martin las den Artikel, der berichtete, daß der auf der Hundeschau mit dem ersten Preise bedachte Blenheim-Spaniel der Herzogin von Craig „gedoppt“, das heißt gefälscht war. Er las ferner, daß man noch in letzter Stunde hinter den Betrug gekommen, daß gegen die Prämiierung Protest erhoben sei, und daß die Jury der Ausstellung beschlossen habe, den Hund unter strenge Aufsicht zu stellen. Es sei eine große Anzahl von Detektiven engagiert worden, die den verdächtigen Hund auf das strengste überwachten. Es wurde ferner mitgeteilt, daß die gesamte Presse New Yorks einen Sicherheitsdienst durch ihre Berichterstatter mit aller Strenge bei dem verdächtigen Hunde eingeführt habe. Tag und Nacht sollte dieser Überwachungsdienst auch durch die Presse ausgeführt werden, um zu verhindern, daß man den Hund entfernte oder irgendwelche weiteren Manipulationen mit ihm vornahm.

Am Schlusse des Artikels wurde mitgeteilt, die Herzogin von Craig habe erklärt, sie habe ihren Hund nicht gefärbt und wisse nichts von einer Färbung. Es handle sich um Ränke ihrer Gegner, und sie werde die Beleidigungsklage gegen sämtliche Zeitungen, ebenso gegen die Persönlichkeiten, die sie eines Betruges beschuldigten, anstrengen.

Rogers konnte die Zeit kaum erwarten, bis er wieder nach Hause kam, um seiner Frau die aufsehenerregende

Digitized by Google

Nachricht mitzuteilen. Ganz leise regte sich auch in seinem Innern die Hoffnung. Wenn die Herzogin von Craig wirklich unmöglich wurde, dann schob man vielleicht auch ihren Günstling beiseite, und seine Operette kam doch noch zur Aufführung.

Als er nachmittags nach Hause kam, empfing ihn Hatty mit so freudestrahlendem Gesicht, daß er zögerte, ihr seine Zeitung zu übergeben.

„Weiß schon alles, bin vollständig unterrichtet, vielleicht sogar besser als die Zeitungen. Weißt du, dein Frauchen hat ein wenig die Hand im Spiele gehabt. Ich habe die Hundeausstellung besucht und entdeckt, daß der Fleck auf der Stirn des Blenheim-Spaniel der Herzogin von Craig gefärbt ist, ich habe Ponsonby aufgesucht und ihn auf den Betrug aufmerksam gemacht. Er hat Einspruch gegen die Preiserteilung eingelegt und die Preisrichter veranlaßt, den Hund der Herzogin unter Aufsicht zu stellen. Ich habe das natürlich nicht umsonst getan, und hier hast du das Ergebnis meiner Bemühungen. Soeben habe ich einen Brief erhalten, in dem mir Ponsonby mitteilt, daß deine Operette morgen früh zur Einstudierung vorgenommen und innerhalb drei Wochen aufgeführt wird."

* * *

„Der Hund der Herzogin bekommt unter dem Stirnfleck weiße Haare!" riefen die Zeitungsjungen drei Tage später.

Es war kein Zweifel — der Stirnfleck des preisgekrönten Blenheim-Spaniels war zum Teil durch künstliche Färbung hergestellt worden.

Die Sensationsnachrichten folgten sich in den nächsten Tagen. Die Zofe der Herzogin von Craig gestand öffentlich ein — natürlich gegen gute Bezahlung von

Digitized by Google

seiten ihrer Herrin —, daß sie es gewesen sei, die heimlich den Hund gefärbt habe, um ihrer Herrin den ersten Preis zu verschaffen. Dann kam die zweite Nachricht, daß die Zofe geflüchtet sei. Man erfuhr ferner, daß sich die Herzogin von Craig auf ihre Güter in England begab.

An einem der nächsten Sonntage aber ging es in dem kleinen Landhause der Rogers recht großartig zu. Ponsonby hatte sich selbst bei Rogers zu Tisch gebeten, weil er wichtige Abmachungen treffen wollte. Hatty bot alle ihre Hausfrauenkünste auf, um den Eisenbahnkönig würdig zu empfangen.

Er kam nicht mit leeren Händen. Er brachte im Auftrage der Prinzessin von Moradabad, die für ihren Hund den ersten Preis zugesprochen erhielt, einen kostbaren Schmuck für Frau Hatty als Zeichen der Dankbarkeit.

„Wie sind Sie zu beneiden, lieber Rogers!“ sagte der Eisenbahnkönig, nachdem das Essen vorüber war. „Welch reizende Häuslichkeit haben Sie, und wie glücklich sind Sie mit Weib und Kind! Ich bin ein alter Junggeselle und lebe trotz meines Reichtums einsam und verlassen.“

„Man sagt doch, Sie hätten die Absicht, noch zu heiraten?“ fragte Hatty.

„Man sagt vieles von uns Leuten, die wir in der Öffentlichkeit stehen. Wahrscheinlich glauben auch Sie, daß ich Ihre Freundin, die Prinzessin von Moradabad, heiraten möchte. Aber ich glaube, meine Aussichten sind nicht allzu günstig. Wenn man einmal Prinzessin gewesen ist, entschließt man sich schwer dazu, eine einfache Missis Ponsonby zu werden. Sie hat mir auch eine gar zu rasche Hand, die gute Prinzessin. Nun, warten wir's ab. Und Sie selbst sollen's auch abwarten,

Digitized by Google

nämlich die Aufführung der Operette. Hat Ihr Mann Glück, will ich dafür sorgen, daß Ihr Vater noch stolz auf seinen Schwiegersohn wird. Und das alles um ein paar gefärbte Haare auf der Stirn eines kleinen Hundes! Sehen Sie, die ganze Welt wird durch Kleinigkeiten in Aufregung erhalten, und aus Kleinigkeiten entstehen die staunenswertesten Sachen."

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Siebentes Kapitel

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)

In Westflandern konnte ein Schlag von größerer Bedeutung nicht erzielt werden. Wohl versuchten die Verbündeten, nachdem besonders die Engländer beträchtliche Verstärkungen herangezogen hatten, verschiedentlich gegen die deutschen Schützengräben einzudringen, aber ihre Vorstöße scheiterten regelmäßig unter schweren Verlusten an der deutschen Tapferkeit.

Hatten die Feinde Deutschlands gehofft, daß die inzwischen auf den Kampfplatz geführten jungen Truppen nicht den gleichen Wert besitzen würden wie die älteren Mannschaften, so wurden sie in dieser Annahme nach ihrem eigenen Eingeständnis bitter enttäuscht.

Die Deutschen beschränkten sich im wesentlichen darauf, ihre Stellungen an der Yser und im übrigen Flandern noch weiter auszubauen und zu befestigen, sowie durch die Flieger und Luftschiffe den Feind zu beunruhigen. So bombardierte ein Zeppelinschiff mehrere Male Calais mit gutem Erfolg. Auch wurde die Beschießung von Furnes wieder aufgenommen, so daß sich König Albert von Belgien gezwungen sah, sein Hauptquartier von dort zu verlegen.

Verschiedene Generale wurden vom Kaiser für ihre Verdienste befördert. So wurde Generaloberst v. Bülow, der Führer der zweiten Armee, zum Generalfeldmarschall ernannt, während der General der Kavallerie v. Einem, der Oberbefehlshaber der dritten Armee, zum Generalobersten befördert wurde. Der Kriegsminister und Chef des Generalstabes des Feldheeres, Generalleutnant v. Falkenhayn, wurde unter Ernennung zum General der Infanterie auf sein Ersuchen

Digitized by Google

von der Stellung als Kriegsminister enthoben. Das Amt des Kriegsministers übernahm der bisherige Generalquartiermeister Wild v. Hohenborn, der zugleich zum Generalleutnant befördert wurde.

Auf der Front in Frankreich kam es zu heftigen Kämpfen bei Craonne. Die Franzosen wurden aus ihrer Höhenstellung geworfen und auf den Südhang des Geländes gedrängt. Hier feierten die Sachsen ihren Ehrentag. Den deutschen Gräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe. Ihr linker Flügel stützte sich auf ein starkes, wohlausgebautes Erdwerk, und die Mitte besaß in der Höhle von Creute einen bombensicheren Unterschlupf für die Reserven.

Nach ausgiebiger artilleristischer Vorbereitung schritten die Sachsen, die unter dem Befehl der Generale v. Gersdorff und v. d. Planitz standen, zum Angriff. Zunächst wurden das Erdwerk und die erste französische Linie erstürmt. Kurz darauf war auch die zweite Linie in deutscher Hand. Über die Höhle hinweg ging dann der Sturm gegen die letzte Stellung des Feindes. Als später der Höhleneingang unter Maschinengewehrfeuer genommen wurde, ergab sich ihre Besatzung.

An der Aisne entspannen sich nur kleinere Treffen, die sämtlich zugunsten der Deutschen ausfielen. Um so nachdrücklicher wurde der deutsche Angriff im Oberelsaß vorgetragen. Die an dem vom Münstertal sich südlich hinziehenden Gebweilertal gelegenen Höhen von Hilsen und Obersengern wurden von den deutschen Truppen erstürmt. Darauf folgten Sengern und Remspach. Sodann wurde der Vorstoß auf die Stellungen eingeleitet, die die Franzosen in der weiteren Umgebung von Münster innehatten. Der Reichsackerkopf wurde im Sturm genommen und die Orte Müllbach, Metzeral und Sondernach fast ohne Kampf besetzt. Hieran schloß

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Algerische Schützen in den Straßen von Furnes.

sich die Erstürmung des Sattelkopfes und des Hohrodberges, und endlich gelang es, über Stoßweier noch weiter westlich vorzudringen.

Von erheblicher Bedeutung ist es, daß der Angriff auf Verdun, das die deutschen Truppen in einem großen Bogen umschließen, neuerdings wieder aufgenommen wurde. Nördlich von Verdun entwickelte sich ein heftiger Kampf, der mehrere Tage andauerte und mit einem vollen Erfolg der deutschen Waffen endete. Bei Malancourt wurden mehrere hintereinanderliegende französische Stellungen erstürmt und die feindlichen Gegenangriffe abgewiesen. Unmittelbar darauf versuchten die Franzosen fünfmal einen Durchbruch zwischen Malancourt und dem Ostrand der Argonnen, doch scheiterten ihre Versuche völlig.

Kriegsminister Wild v. Hohenborn.

Ebenso wichtig ist es, daß in den Nordvogesen, und zwar auf ihrer Westseite, die Franzosen in der Gegend bei Blâmont und Badonviller in einer Breitenausdehnung von 20 Kilometern zurückgeworfen und dadurch Fortschritte gegen den offenen Teil der französischen Sperrfortslinie errungen wurden. —

Digitized by Google

An der Ostfront hatte sich allmählich die Gesamtlage ähnlich entwickelt wie an der Westfront. In verschanzten Stellungen rangen die beiderseitigen Heere auf einer Linie miteinander, die sich von der Bzuramündung bis zur Nidamündung erstreckte und sich in

Phot. M. Seemann, Berlin.

Patrouille im Überschwemmungsgebiet der Aisne.

Galizien bis zum Dunajecgebiet verlängerte. Die russische Hauptmacht, die wohl auf zwei Millionen Kämpfer geschätzt werden darf, lehnte ihren rechten Flügel an die Weichsel und hatte ihren linken Flügel, etwa 600 Kilometer oder dreißig Tagesmärsche von der Weichsel entfernt, in die Karpathen vorgeschoben.

Digitized by Google

Trotz der Sicherung durch die Weichsel war die rechte russische Flanke von dem Gebiet nördlich der Weichsel her einer Umgehung ausgesetzt, zu deren Verhütung die russische Heeresleitung bedeutende Truppenkräfte in Ostpreußen zusammengezogen hatte.

Auf diese Rückenbedrohung sah es Hindenburg ab, als er den Angriff auf die Russen in Ostpreußen zur Ausführung brachte. Die unter dem Befehl des Generals v. Below dort stehenden deutschen Truppen hatten sich bisher auf die Verteidigung beschränken müssen. Überwiegend aus Landsturm und Landwehr zusammengesetzt, erhielten sie Verstärkung durch neu ausgebildete Mannschaften, und nun vollzog sich wohlverschleiert und sorgfältig vorbereitet in den ersten Februartagen die Versammlung zum Vorstoß. Zuerst trat der Südflügel zum Angriff an. Die Erde war mit Schnee bedeckt und scharf durchfroren, alle Seen umschloß eine dicke Eislage. Ein kalter Wind wehte den Schnee zu förmlichen Bergen an, wodurch die Bewegungen auf den Straßen außerordentlich erschwert wurden.

Um an die feindlichen Hauptkräfte heranzukommen, hatte der deutsche Südflügel zunächst den 40 Kilometer tiefen Waldgürtel des Johannisburger Forstes und dann den Pisseck zu überschreiten, der den Ausfluß des Spirdingsees bildet. Der Feind hatte im Wald Verhaue angelegt und auch die Pisseckübergänge befestigt. Die jungen Truppen des Generals v. Litzmann erzwangen sich am Nachmittag und in der Nacht bei Wrobeln den Übergang über den Pisseck. Trotz stark verschneiter Wege und heftigen Schneetreibens, das den ganzen Tag anhielt und die Bewegungen erheblich verzögerte, legten Teile dieser Truppen 40 Kilometer zurück. Die kampferprobten Truppen des Generals v. Falck waren an diesem Tage bis dicht an Johannisburg herangekommen

Digitized by Google

Phot. Photothek, Berlin.

Auf einsamer Wacht im Schnee.

Digitized by Google

und nahmen Snovken im Sturm. Am nächsten Tage setzten die deutschen Truppen den Kampf um die Gewinnung des Pissieckabschnittes fort. Die südliche Kolonne des Generals v. Litzmann war gerade im Begriffe, bei Gehsen das östliche Flußufer zu betreten, als sie plötzlich in ihrer rechten Flanke vom Feind angegriffen wurde, der aus Kolno gekommen war. Sofort wandten sich die deutschen Truppen gegen diesen Gegner und warfen ihn wieder dorthin zurück, während General Falck Johannisburg erstürmte, das von zwei russischen Regimentern verteidigt wurde.

Inzwischen war der Nordflügel, den der General v. Eichhorn bei Tilsit befehligte, nicht müßig geblieben. Die hier zum Angriff bestimmten Truppen hatten sich zunächst der befestigten Stellungen des russischen rechten Flügels zu bemächtigen, die von Spullen aus zum Schoreller Forst und von dessen Nordsaum fast bis zur russischen Grenze reichten. Als sich beim Feind Anzeichen rückgängiger Bewegungen bemerkbar machten, schritten die deutschen Truppen, obwohl sie zum Teil weder über Maschinengewehre noch über ihre ganze Artillerie verfügten, sofort zum Angriff. Die russischen Stellungen wurden genommen, und der Feind ging in südöstlicher Richtung zurück. Die deutschen Truppen folgten unter dem General v. Lauenstein auf tiefverschneiten Wegen in Gewaltmärschen. Die Russen hatten sich in vorbereitete Stellungen südlich von Wirballen zurückgezogen. Es waren anderthalb russische Divisionen, die in Eydtkuhnen, Kibarty und Wirballen zur Ruhe übergingen. Obwohl man vom Anmarsch der deutschen Kräfte wußte, hielt man es für ausgeschlossen, daß die Deutschen bei dem herrschenden Schneesturm an diesem Tage noch herankommen könnten. Man wiegte sich derart in Sicherheit, daß man sogar auf das Ausstellen

Digitized by Google

Phot. Photothek, Berlin.

Verkauf russischer Pferde an deutsche Behörden.

Digitized by Google

irgendwelcher Sicherungsposten gänzlich verzichtete. Nur so konnte es geschehen, daß die Angreifer, die sich durch die Naturgewalten nicht aufhalten ließen, an die russische Unterkunft herankamen, allerdings nur mit Infanterie und einigen Geschützen; denn alles übrige war in den Schneewehen stecken geblieben. Es war Abend, als Eydtkuhnen, und es war Mitternacht, als Wirballen überfallartig angegriffen und erstürmt wurde. Auf der Chaussee standen zwei russische Batterien mit zwölf Geschützen und einer großen Anzahl von Munitionswagen anscheinend rastend. An sie kam die deutsche Infanterie, ohne einen Schuß zu tun, bis auf 50 Meter heran. Die sämtlichen Pferde wurden niedergeschossen und dann die Geschütze und Munitionswagen genommen. Der Rest der Bedienung flüchtete. Sowohl in Eydtkuhnen wie in Wirballen kam es dann zu nächtlichen Straßenkämpfen, die mit der Gefangennahme von 10 000 Russen endeten. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man kaum wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. Nach der Einnahme der beiden Orte fielen auch die dortigen Bahnhöfe in deutsche Hände, und mit ihnen eine schier unermeßliche Beute. Es standen hier drei Lazarett- und ebensoviel Verpflegungszüge. Einer dieser Züge war der Lazarettzug der Zarin, der von dem Fürsten Lieven und zahlreichem Personal begleitet wurde. In ihm fand der Stab des Generals v. Lauenstein ganz unerwartet ausgezeichnetes Nachtquartier. Die übrigen Züge waren mit einer großen Menge Hafer, ausgezeichneten Konserven, sehr viel Schokolade, ferner mit Stiefeln und Pelzwesten in großer Zahl beladen. Jeder berittene deutsche Soldat war imstande, eine Pelzweste an sich zu nehmen; augenblicklich noch wichtiger war aber für die seit zwei Tagen auf eiserne Ration angewiesene deutsche Truppe die

Digitized by Google

Phot. Photothek, Berlin.

Beförderung von Verwundeten auf Schlitten.

Digitized by Google

Erbeutung von 110 russischen Feldküchen, die fast durchweg mit warmem Essen gefüllt waren.

In der Mitte entspann sich der Kampf am heftigsten in der Gegend von Lyck. Begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der Masurischen Seen, setzte sich der Feind in den künstlich verstärkten und größtenteils mit Drahthindernissen versehenen Engen hartnäckig zur Wehr. Hier wollte er sich um jeden Preis behaupten, um der Masse seiner Armee die Durchführung des Rückzuges zu ermöglichen. Der Feind, der hier seine besten — sibirische — Truppen entfaltet hatte, die mit anerkennungswerter Energie fochten, fühlte sich so stark, daß er an einzelnen Stellen aus den Engen der Masurischen Seen zum Angriff vorgegangen war und befestigte Stellungen bezogen hatte, die mehrere Kilometer über den Lycker See in westlicher Richtung vorgeschoben waren. Als die deutschen Truppen diese Stellungen genommen hatten, ging der Feind auf die Seeengen zurück. Er hielt nunmehr einerseits das Gelände, das sich zwischen dem Laszmiadensee und dem Dorfe Woszczellen erstreckt, und anderseits die Engen zwischen Woszczellen und Lycker See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Lyck von Norden her zu öffnen. Die Besitznahme des Dorfes Woszczellen mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Zum Teil spielten sich die Kämpfe um Lyck unter den Augen des Kaisers ab. Am Nachmittag traf der Kaiser auf der Höhe westlich des Dorfes Grabnick ein, an dessen Ostausgang die deutschen Geschütze donnerten, während die Infanterie bei lebhaftem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer gegen Woszczellen vorrückte. Am Abend wurde das Dorf vom Füsilierregiment Nr. 33 gestürmt. Am nächsten Morgen wurde der Kampf um

Digitized by Google

die Seeenge bei Lyck so lange fortgesetzt, bis dieses geräumt wurde. Auf die Meldung von der Einnahme Lycks eilte der Kaiser sofort nach der Stadt, in die gerade die siegreichen Truppen von Westen her einmarschierten. Während diese Truppen an ihrem obersten Kriegsherrn

Phot. A. Grohs, Berlin.

Verhaftung einer Schlachtfeldhyäne.

vorbeizogen, betraten auch von Süden her deutsche Soldaten die befreite Stadt. Es waren die Truppen der Generale v. Falck und v. Butlar. Die Stadt Lyck war mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen angefüllt, deutsche Soldaten noch im Begriff, die Häuser nach versprengten Russen abzusuchen

Digitized by Google

und schwarz-weiß-rote Fahnen zum Zeichen des Sieges auszuhängen, als auf dem Marktplatze der Kaiser eintraf, um dessen Person sich die Truppen formierten. Als der Kaiser den Kraftwagen verließ, wurde er mit drei donnernden Hurra begrüßt. Die Soldaten umringten und umjubelten ihn und stimmten dann die Lieder „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles" an. Hinter den Reihen der um ihren Kaiser gescharten Soldaten standen Hunderte von russischen Gefangenen mit ihren phantastischen, vielgestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiedenen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens verkörpernd. Der Kaiser kommandierte: „Stillgestanden!" und hielt eine kurze, markige Ansprache an seine lautlos ihn umstehenden Soldaten. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote, im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung war nur eines erhalten geblieben: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71, geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.

Das Ergebnis der riesenhaften Schlacht in Masuren und der sich daran knüpfenden Verfolgung war, daß Ostpreußen völlig vom Feind gesäubert wurde, über 100 000 Gefangene und gegen 300 Geschütze in die Hand des Siegers fielen und die 10. russische Armee, die der General Baron Sievers befehligte, als vernichtet angesehen werden konnte.

Die in Russisch-Polen eingedrungenen deutschen Heeresteile setzten ihren Vormarsch auf Grodno, Ossowiez, Lomza, Przasnysz und Plozk fort.

Digitized by Google

Während die Kämpfe in Ostpreußen zum Austrag gebracht wurden, erfolgte zugleich die Verlegung einer starken, aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen zusammengesetzten Streitmacht nach dem Nordrand der Karpathen, wo sie teils zum Angriff auf die von den Russen besetzten Karpathenpässe vorgeschoben, teils gegen die Grenze der gleichfalls von den Russen eroberten Bukowina angesetzt wurde.

Den Oberbefehl über die deutschen Truppen führte der General der Infanterie v. Linsingen. Die Operationen wurden in dem schwierigen Karpathengelände durch die Witterung sehr beeinträchtigt. Fast übermenschliche Anstrengungen hatten die Truppen im Marsch und besonders im Angriff zu überstehen und ungewohnte Hindernisse des Gebirgskrieges zu überwinden. Mühsam und beschwerlich gestaltete sich der Marsch auf den verschneiten, steil ansteigenden oder in zahlreichen Schlangenlinien auf die Paßhöhen sich windenden Straßen. Eis und Schnee, Glätte, tief ausgefahrene Gleise erschwerten den Vormarsch außerordentlich. Ins Ungeheure aber wuchsen die Hindernisse und Anstrengungen, sie zu überwinden, sobald die Truppe die Straße verlassen und sich zum Angriff entwickeln mußte. Steile, glatte Schneehänge waren zu überschreiten, vereiste Sturzbäche zu überwinden. Häufig sanken die Schützenlinien bis zur Schulter in den Schnee ein. So gestaltete sich der Angriff zu einem unerhört schweren, mühsamen Vorarbeiten in Schnee und Eis; der einzelne Schütze mußte sich seinen Weg gegen die feindliche Stellung im Feuer des Verteidigers durch den tiefen Schnee ausschaufeln. In diesen Schneegassen mußte der Angriff vorgetragen werden, während der Gegner Hindernisse vor seinen Stellungen in Gestalt von ausgedehnten Schneewällen auftürmte, die den Angreifer

Digitized by Google

dicht vor den Drahthindernissen in weichen Schneemassen versinken ließen. Die hereinbrechende Dunkelheit fand die kämpfende Truppe im leuchtenden Schnee dicht vor den Stellungen. Wochenlang erwartete die Armee bei ihren vielen Angriffen auf den Paßhöhen und einzelnen Gebirgsrücken in Höhen von über 1000 Meter, häufig in eiskaltem Winde bei 20 Grad unter Null, den heranbrechenden Tag und den zu erneuernden Angriff.

Hier haben die Truppen in den ungewohnten Verhältnissen der Kriegführung im winterlichen Hochgebirge Höchstleistungen vollbracht, wie wohl kaum eine andere Truppe in ähnlicher Lage.

Unter solchen Umständen konnten die operativen Bewegungen und die Angriffe nur schrittweise und langsam vorschreiten. Der frontale Angriff unter solchen Schwierigkeiten kostete bedeutende Verluste, die Umfassungsbewegungen beanspruchten in den wegearmen, vollständig verschneiten Nebentälern eine endlose Zeit, da sie quer über die Gebirgszüge angesetzt werden mußten.

Anfangs Februar stießen die Umfassungskolonnen auf starke Fronten, die der Gegner durch herangezogene Verstärkungen besetzt und befestigt hatte. Teile des rechten Armeeflügels, umfassend gegen den Bergsattel von Wyszkow vorgehend, warfen nach heftigem Kampf den Feind auf Seneczow zurück. In der Front wurde der Verbiassattel gestürmt. Auch die auf dem linken Flügel umfassend gegen den feindlichen Rücken angesetzte Division stieß in der Gegend von Smorze auf eine starke Stellung. Durch neuauftretenden Feind aus nördlicher Richtung in linker Flanke und im Rücken bedroht, befreite sich diese Division durch einen erfolgreichen Angriff auf die Stellung bei Smorze selbständig

Digitized by Google

Schneeschuhläuferpatrouille.

Digitized by Google

aus ihrer gefahrvollen Lage und griff noch am Abend einen neuen Gegner bei Annaberg an. Ein Sieg der Division bei Annaberg mußte dem die Lysahöhen haltenden Gegner den Rückzug abschneiden. Auch auf der übrigen Front wurden weitere Teilerfolge erzielt. Der Lysapaß wurde gestürmt; viele Gefangene blieben in der Hand der Sieger. Die Höhen nördlich und südlich des Passes räumte der Gegner einige Tage später und zog sich über Tucholka nach dem Zwinin zurück. Die nach siegreichem Angriff bei Annaberg freigewordene Division wurde über die Gegend Smorze—Magura in den Kampf gegen die Flanke der starkbefestigten Stellung vor dem rechten Flügel der linken Nachbartruppe und später auf den Zwinin eingesetzt.

Die Kämpfe, die seit mehreren Wochen im Quellengebiet des Talabor auf der Linie Wyskow—Sattel—Rozanka, in der Gegend westlich Tuchla und auf dem Zwininrücken geführt werden, waren sehr schwer. Aber mit unerschütterlicher Energie arbeitete sich die Südarmee von Stellung zu Stellung vor. Die Gebirgshindernisse und Schwierigkeiten des Angriffs wurden überwunden und mit ihnen der Feind, der viele tausend Gefangene und zahlreiche Geschütze zurückließ.

Bei diesen Kämpfen und Gefechten bewährten sich die Schikompanien außerordentlich gut. Die Nahaufklärung ist vor allem von den Leistungen der Schneeschuhläuferpatrouillen abhängig. Der Infanterist würde zu den Wegen im tiefen Schnee, im mühsamen Steigen von Höhe zu Höhe Stunden brauchen, während die Schneeschuhläuferpatrouille die gleiche Strecke in kürzester Frist zurücklegt. Geräuschlos huschen die Patrouillen über die Hänge und durch die bewaldeten Bergrücken, erscheinen bald in der Flanke, bald im Rücken der Feinde. Ferner sind diese Abteilungen zur

Digitized by Google

überraschenden Feuerwirkung von den Paßhöhen und seitlich vorspringenden Bergrücken von großem Wert,

Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Deutschfreundliche Kundgebungen vor dem Gebäude der Deutschen Palästina-Bank in Jaffa.

da sie auch Maschinengewehre auf niedrigen Schlitten mitnehmen können.

Einen vollen Erfolg erzielten die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in der Bukowina und Ostgalizien. Von Süden her in die Bukowina eindringend, gelang es ihnen, die Russen über den Sereth

Digitized by Google

und sodann über den Pruth zurückzuwerfen und die Hauptstadt Czernowitz wieder zu besetzen. Nach Überschreitung des Jablonicapasses war inzwischen eine starke Heeresabteilung im oberen Pruthtal auf Nadworna und von dort auf Kolomea, einem wichtigen Stützpunkt der Russen in Ostgalizien, vorgerückt. In zweitägigem heftigem Kampf wurde der Ort in Besitz genommen und alsbald weiterhin trotz der erbitterten Gegenangriffe der Russen Raum in der Richtung auf Stanislau gewonnen.

Die Türkei nimmt an allen Erfolgen Deutschlands und Österreich-Ungarns den innigsten Anteil. Sobald ein Sieg bekannt wird, zieht in den größeren Städten, wie Konstantinopel, Smyrna und Jaffa, die Volksmenge mit Fahnen zu den Konsulaten oder deutschen geschäftlichen Niederlassungen und veranstaltet dort laute freundschaftliche Kundgebungen.

Infolge des Winters sind die Bewegungen der Türken im Kaukasus zum zeitweiligen Stillstand gekommen. Dagegen führten die Türken einen Erkundungsvorstoß größeren Umfangs gegen den Nil aus, bei dem sie befriedigend abschnitten. Vornahmen von ausschlaggebendem Gewicht können hier erst angesetzt werden, wenn schweres Geschütz herangeschafft worden ist. Doch erfordert dies vielfältige Vorbereitungen und geraume Zeit, und es ist wünschenswerter, daß vorher alle notwendigen Sicherheitsmaßregeln getroffen werden, als daß man unbedacht vorgeht und später ein um so empfindlicher Rückschlag erfolgt.

Die Engländer stellen in Ägypten außer Gurkhas und Sikhs noch sogenannte Territorials auf. In den Territorials dienen vielfach junge Burschen von sechzehn Jahren, denen einige ältere Unteroffiziere beigegeben sind. Ihre Ausbildung ist durchaus ungenügend. Da-

Digitized by Google

Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Lager der in Ägypten gelandeten australischen Hilfstruppen am Fuße der Pyramiden.

Digitized by Google

gegen sind die australischen und neuseeländischen Freiwilligen, die eigentlich für den europäischen Kriegsschauplatz bestimmt waren, aber in Ägypten ausgeschifft wurden, meist kräftige Männer. Allerdings wollen sie sich nicht der militärischen Zucht fügen.

Die Bezeichnung Freiwillige paßt übrigens auf sie nur in beschränktem Maß. Jede australische Familie ist verpflichtet, einen Mann freiwillig zu stellen. Geschieht dies nicht, so verliert sie einen Teil ihres Besitzes.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Eine Sprechstunde der Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit hielt Sprechstunde ab. Das ganze Wartezimmer war voll von Patienten, und einer nach dem anderen wurde vorgenommen.

Zuerst kam heute ein untersetzter Mann, ziemlich beleibt, doch schon ergraut; er mußte sich gleich setzen, denn er litt heftig an Atembeschwerden und mußte nach Luft schnappen. Als er sich vorstellte, stotterte er: „Nit — Nit — Nit — Niki — Niki — Nikita — vo — vo — von Mo — Mo — Mo — Mon — Monte — ne — ne — gro!“

Die Gerechtigkeit griff nach seinem Puls. „Hm — etwas unruhig! — Und keine Luft mehr?“

„We — we — wenig!“

„Ja — das kommt davon, daß Sie keine Musik vertragen können.“

„Wie — wie — wieso?“

„Ja, sehen Sie, trotz Ihrer Beschwerden haben Sie durchaus teilnehmen wollen an dem großen Weltkonzert, und da hat man Ihnen die Flötentöne beigebracht! Da Sie das aber nicht gut vertragen konnten, so pfeifen Sie jetzt eben nur noch auf dem letzten Loche!“

„U — und was w — w — wird aus mir wer — werden, wenn i — i — ich nicht me — me — mehr pf — pf — pf — pf — pfeifen k — k — kann?“ fragte Nikita.

„Ausgepfiffen werden Sie, bester Nikita!“ sagte die Gerechtigkeit und winkte ab, zum Zeichen, daß die Besprechung beendet war.

Und wie er fortgegangen war, da kamen gleich drei herein. Der eine war ein alter Mann, hager, hohlwangig und schnauzbärtig, ihm saß eine Krone auf dem Kopf, und er nannte sich König Peter. Er war ziemlich verstört und schien nicht darauf zu achten, daß ihm die Krone weit nach hinten gerutscht war und ganz schief saß. Die beiden Jünglinge, die sich bei ihm befanden, waren seine Söhne.

Die Gerechtigkeit runzelte die Stirn, als sie diese Patienten erblickte, und als sie sich vor ihr aufstellten, fragte sie, was

Digitized by Google

ihnen fehle. Sie erklärten übereinstimmend, sie litten am Durchfall. Da nickte die Gerechtigkeit zustimmend und schrieb für alle drei ein Rezept. Das übergab sie ihnen, und als sie hinausgingen, da sahen sie sich verdutzt das Rezept an, das lautete: „Zu Händen des Herrn Doktor Seiler. Jedem der drei Patienten eine Krawatte von Hanf!"

Als das Kleeblatt fort war, klopfte es wieder, und es kam ganz schüchtern ein langaufgeschossener junger Mensch herein, der auch auf dem Kopfe ein Krönlein trug. Er ließ aber diesen Kopf hängen, tief, tief auf die Brust herunter. Und als die Gerechtigkeit fragte, was ihm wohl fehle, da sagte er: „Ich habe die englische Krankheit!" — Da meinte die Gerechtigkeit mitleidig: „Bist ein Kind geblieben, lieber Albert!" und gab ihm einen Aufnahmeberechtigungsschein in ein deutsches Kinderasyl.

Dann ging die Tür auf, ein wohlbeleibter Herr trat herein mit rundem Gesicht, in tadellosem Frackanzug und glänzendem Zylinder, aber mit sehr niedergeschlagener, trübseliger Miene. Er grüßte, hatte sehr blasse Wangen, und seine Stirn lag in düsteren Falten. „Mein Name ist Poincaré!" sagte er. „Ich komme, Sie um Rat zu fragen."

„Was fehlt Ihnen?"

„Ich habe die Brummerkrankheit."

„Worin äußert sich diese?"

„Ich muß mich häufig übergeben," preßte er zwischen den Lippen hervor.

Die Gerechtigkeit schaute den Besucher ernst an. „Das ist bei Ihnen ein veraltetes Übel!" erklärte sie. „Sie hatten das vor vierundvierzig Jahren schon. Das ist nun chronisch geworden, da werde ich schwerlich ein Gegenmittel finden! Es wäre höchstens möglich, wenn Sie recht viel Straßburger Pasteten, Metzer Poularden, Kieler Sprotten und Berliner Salz einnehmen würden, daß Sie genesen!"

Der Besucher zuckte die Achseln und sagte wehmütig: „Ich kann nichts einnehmen."

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen," sagte die Gerechtigkeit. „Übergeben Sie sich nur weiter, bis Sie fertig sind."

Digitized by Google

Kaum war der Herr Präsident verschwunden, da öffnete sich die Tür abermals. Ein kleiner, geschniegelter und gebügelter Herr mit schwarzen, wohlfrisierten, glänzenden Haaren, gelber Hautfarbe und dunklen, ein wenig schräg stehenden Augen erschien, machte ein paar aalglatte Verbeugungen und sagte: „Ich bin Haru na mija von Tokio, Mikado, genannt Jap!“

„Ich hörte schon von Ihnen, Herrscher vom Lande des Harakiri!“ versetzte die Gerechtigkeit. „Was fehlt Ihnen?“

„Ich habe die Gelbsucht.“

„Das kommt von Habgier und Neid,“ entgegnete die Gerechtigkeit. „Gehen Sie nach Deutschland, dort können Sie vor Scham wieder rot werden.“

Sie deutete nach der Ausgangstür, und Herr Jap empfahl sich grinsend.

Jetzt hörte die Gerechtigkeit plötzlich draußen vor der Tür das Rasseln von Ketten. Es wurde geöffnet, und ein schmächtiger Mann in kostbarem Pelz, mit einem sehr blassen, vollbartumrahmten Gesicht und fragenden, schüchternen Augen darin, in der Hand eine Knute, kam herein und führte an langer, starker Kette einen riesenhaften, zottigen, murrenden Bären. Die Bestie hatte ein weit hervortretendes, bluttriefendes Auge, und auf dem anderen war sie blind.

Die Gerechtigkeit wandte sich schaudernd ab und wies nach der Tür. „Gehen Sie!“ rief sie zornig.

Doch der blasse Mann näherte sich ihr und sprach mit matter Stimme: „Ich bin Nikolaus, Väterchen Zar, Herrscher aller Reußen, Kaiser des heiligen russischen Reiches! Hier bring' ich meinen Bären. Sie schlugen ihm auf das Auge, daß der Schleier des Blutes seine Sehkraft verbirgt!“

Die Gerechtigkeit richtete sich hoch auf und maß den Mann, der vor ihr stand, mit eisigkalter Miene. Dann sagte sie: „Gehen Sie! Verlassen Sie mein Haus! Ich bin keine Tierärztin! Sie haben hier nichts zu suchen — nichts!“

Und als sie den scharfen, durchdringenden Blick grade in sein Antlitz bohrte und seine Augen suchte, da senkte er die Lider, wandte sich um und schritt hinaus. An seiner Kette folgte ihm klirrend der Bär.

Digitized by Google

Die Gerechtigkeit öffnete jetzt ein Fenster, denn der Bär ließ keinen guten Geruch zurück. Und siehe da, es war ganz gut, daß dieses Fenster nun offen stand.

Denn draußen tönten Schritte. Es wurde nicht erst an die Tür geklopft, und ohne Gruß trat einer herein, der trug Schaftstiefel und war in Hemdärmeln, in der Hand die Reitpeitsche, tückischer, giftiger Grimm auf dem Bulldoggengesicht. Und er warf sich hin in den Ledersessel, streckte die Beine von sich, spuckte in weitem Bogen durchs offene Fenster und sagte: „Kurier mich!"

Die Gerechtigkeit sah mit einem seltsamen Lächeln auf diesen Gast. „Sie haben den Größenwahn!" sagte sie gelassen.

„Ich?" fuhr er auf. „Größenwahnsinnig bin ich nicht! Ich bin, was ich bin! Ich bin John Bull! Soll ich Ihnen einen Dreadnought auf den Hals schicken?"

„Für Dreadnought sagt der Deutsche Fürchtenichts! — Aber Ihre Fürchtenichtse fürchten sich, Mister Bull!"

„Haha — vor wem?"

„Vor — Germany!"

John Bull spuckte wieder zum Fenster hinaus. „Unsere Dreadnoughts sind zu stolz, um mit diesen Papierkähnen der Deutschen anzubinden."

„Ja, lassen Sie's lieber! — Aber was wollen Sie eigentlich bei mir? Was fehlt Ihnen?"

„Verstopfung!" knurrte John Bull. „Und vielleicht auch so etwas Ähnliches wie — wie Schwindsucht!" setzte er hinzu.

Die Gerechtigkeit lachte leise auf. „Verstopfung und Schwindsucht?" rief sie. „Das haben Sie wirklich alles beides. Sie haben eben zu viel zu sich genommen, mein Bester, und jetzt können Sie's nicht verdauen. Nehmen Sie Kruppschen Rhabarber mit Zeppelinpillen — das hilft!"

Jetzt sprang John Bull wütend auf.

Aber die Gerechtigkeit ging zu einem ungeheuren Schrank und öffnete sperrangelweit dessen beide mächtige Flügeltüren. Drinnen standen in mehreren Reihen eine Anzahl starker, schwarzer Bände. Die Gerechtigkeit deutete darauf hin und sprach: „Hier, Mister Bull, sind Ihre Schuldkontobücher bei

Digitized by Google

mir! Es ist schon ein bißchen viel geworden! Wollen Sie nicht endlich einmal bezahlen?"

Da drückte sich John Bull auf englisch.

Wie er hinaus war, da kam der letzte Besuch. Das war ein frischer, starker Gesell mit blondem Gelock um die freie Stirn und einer breiten Gestalt und Feuer in den Augen. Und der streckte ihr die arbeitsharte, schwielige Hand hin und sagte freundlich: „Guten Tag!" Und als die Gerechtigkeit fragte, was er wolle, sagte er, indem er sich hochreckte und die beiden Fäuste hob wie Schmiedehämmer: „Mir haben sie Schmach angetan, und die Lüge, die Habgier und die Heimtücke krochen um mich herum! Da, Frau Gerechtigkeit, da konnte ich nicht anders, da schwollen mir die Zornadern — da hab' ich zugehauen!"

„Ich hab's gemerkt!" stimmte sie bei.

„Und nun bin ich hier und frage: Tat ich recht?"

„Hau zu, immer feste hau zu!" sagte da die Gerechtigkeit fest und warm. „Geh hin und kuriere in meinem Namen die Patienten, die eben noch hier gewesen sind, auf deine Weise. Was schlecht und faul ist, hau ihnen heraus! Was noch gut, mach gesund! — Grüß Gott und Glückauf, deutscher Michel!" Kurt Schulze.

Der Rote Halbmond. — Wie der Name andeutet, ist der Rote Halbmond, der unter dem Protektorat des Sultans Mehmed steht, ein Gegenstück zum Roten Kreuz. Seine türkische Bezeichnung lautet: Hilal-i-Ahmer, und sein Sinnbild ist eine zunehmende rote Mondsichel auf weißem Grund.

Die Entstehung der „Gesellschaft des osmanischen Roten Halbmondes" geht auf das Jahr 1877 zurück. Doch konnte sie unter dem argwöhnischen und gewalttätigen Sultan Abdul Hamid zu keiner rechten Entwicklung kommen. Erst nach der jungtürkischen Revolution im Jahre 1908 wuchs ihre Mitgliedschaft, und eine umfassende Betätigung entfaltete sie dann zum ersten Male im Tripolitanischen Krieg.

Heute gehören ihr die meisten türkischen Würdenträger an, wie die früheren Großwesire Hilmi-Pascha, Hakki-Pascha und Ferid-Pascha, der Senatspräsident Said-Pascha, die Minister

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Einsammlung von Spenden für den Roten Halbmond in Konstantinopel.

Rifaat-Pascha, Ahmed Muhtar-Pascha und Mahmud Schefket-Pascha. Die Stelle des Vorsitzenden bekleidet Hussein Hilmi-

Digitized by Google

Pascha, der türkische Botschafter in Wien. Die fachmännische Leitung liegt in den Händen von Doktor Bessim Omer-Pascha, Professor an der Universität von Konstantinopel.

Der „Rote Halbmond" hat sich nicht nur die Pflege der Kriegsverwundeten zur Aufgabe gemacht, sondern er dehnt seine Fürsorge auch auf alle durch die Kriegsereignisse Geschädigten aus. So unterhält er noch jetzt in Konstantinopel Werkstätten zur Beschäftigung der tripolitanischen Flüchtlinge, von denen während des Krieges gegen fünfzigtausend in Konstantinopel eintrafen. Ferner übernahm er die Fürsorge der zahlreichen Familien, die in den Balkankriegen Zuflucht in Konstantinopel suchten, und überwachte ihre Überführung nach Kleinasien.

Die Mittel gewinnt die Gesellschaft aus den Mitgliederbeiträgen, öffentlichen Sammlungen und den Erträgnissen, die Konzerte, Blumentage und ähnliche Veranstaltungen in den größeren Städten einbringen. Reiche Spenden gehen ihr auch aus der übrigen islamitischen Welt zu. So wurden ihr in den Balkankriegen aus Ägypten und Indien gegen vier Millionen Mark übersendet. Gegenwärtig finden Sammlungen für sie auch in Deutschland und Österreich-Ungarn statt. Kaiser Wilhelm zeichnete vierzigtausend Mark. Th. S.

Eine Beschießung des Schlosses zu Berlin. — Dem Besucher des Königlichen Schlosses zu Berlin fallen als Merkwürdigkeit in einem der nach dem Wasser zu belegenen Gemächer des ältesten Teils vier große Kugeln auf. Warum werden diese, anscheinend doch Kanonenkugeln, nicht im Zeughause aufbewahrt? Nun, weil sie eben im Schlosse heimatberechtigt sind.

Im Jahre 1631, als der Dreißigjährige Krieg unser Vaterland bereits viele Jahre lang zerrüttete, unterhandelte der über das Baltische Meer herübergekommene Schwedenkönig Gustav Adolf vor den Toren von Berlin, damals Hauptstadt des Kurfürstentums Brandenburg, mit dessen Beherrscher, dem Kurfürsten Georg Wilhelm. Diese Verhandlung bedeutete für die Stadt an der Spree ein zweischneidiges Schwert. Denn Gustav Adolf hatte angeordnet, daß die schwedischen Geschütze, die jenseits der Berliner Mauern standen, diesen

Digitized by Google

einen keineswegs freundlichen Gruß zusenden sollten für den Fall, daß sich die Verhandlungen zerschlügen. Boten ritten eilig hin und her, Handschreiben wurden zuletzt feierlich überreicht und das Ergebnis des dreistündigen Verhandelns war für Gustav Adolf so günstig, daß der Schwedenfürst sofort den Befehl erteilte, die Stadt Berlin durch Freudenschüsse zu begrüßen.

Nun aber hatte irgend ein tückischer Zufall es gewollt, daß man in der Eile vergessen hatte, die Kugeln aus dem Laufe zu nehmen, und vier dieser Kugeln fuhren durch das Dach des Schlosses. Man begann auf brandenburgischer Seite Verrat zu wittern. Die Einwohner liefen verängstigt hin und her, und am Hofe bereitete man sich schon zu Gegenmaßregeln vor, als ein schwedischer Kurier angesprengt kam, der im Namen seines Kriegsherrn um Entschuldigung bat und den Irrtum aufklärte.

Da die vier Kugeln, die übrigens keinen großen Schaden anrichteten, die einzigen blieben, schenkte man im Schlosse den Versicherungen des schwedischen Abgesandten Glauben, und bald darauf hielt Gustav Adolf als gefeierter Gast seinen Einzug in Berlin.

Zum Andenken an die üble Überraschung, die den Friedensverhandlungen leicht ein kriegerisches Antlitz hätte geben können, wurden die vier Schwedenkugeln im Schlosse aufbewahrt, und das Zimmer, in dem sie sich befinden, nennt man das Kugelzimmer. A. Schwabacher.

Ein chinesisches Märchen von der Weibertreue. — Tsuang-Tsen war ein weiser und guter Mann in China. Er liebte es, einsame Spaziergänge zu machen, und als er dabei eines Tages längs der grünen Hänge des Berges Nam-Hoa einherwanderte, gelangte er an einen großen Kirchhof, auf dem die Toten nach der Sitte des Landes unter Hügeln von festgestampftem Lehm ruhten. Während er so von einem Hügel zum anderen schritt, erblickte er plötzlich eine junge und schöne Frau, die in ein langes weißes Trauergewand gehüllt war. Sie saß neben einem Grabe und fächelte diesem unaufhörlich Luft zu. Neugierig, den Grund eines so seltsamen Tuns zu erfahren, trat Tsuang-Tsen an die Dame heran.

Digitized by Google

„Darf ich wissen, o Schöne," sagte er, „wer unter diesem Hügel ruht, und warum Ihr dem Grabe fächelt? Ich bin ein Philosoph, der gern allen Dingen auf den Grund geht, und Euer Tun ist mir rätselhaft."

Allein die Dame errötete nur, wandte den Kopf ab, ohne zu antworten und fuhr fort zu fächeln. Er wiederholte seine Frage, aber mit demselben Erfolg: die Dame schwieg und fächelte nur um so eifriger. Mißmutig, weil er seinen Wissensdurst nicht stillen konnte, entfernte sich Tsuang-Tsen.

Kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, so trat eine Alte auf ihn zu, zog ihn in den Schatten eines Baumes und sagte: „Ich bin die Dienerin jener Dame und habe bemerkt, daß Ihr sie vergeblich um ihr Tun befragt habt. Gebt mir so viel Geld, daß ich mir von den Priestern ein Zauberpapier kaufen kann, das mein Leben um zehn Jahre verlängert, und ich will Eure Neugier befriedigen."

Tsuang-Tsen gab ihr das Verlangte.

„Die Dame," fuhr nun die Alte fort, „die Ihr an dem frischen Grabe seht, ist die Frau Lu, die Witwe des Gelehrten Tao, der vor vierzehn Tagen starb, und jenes Grab ist das seinige. Als er seinen Tod herannahen fühlte, rief er seine Gattin, die er zärtlich liebte, und die ihn auch während seiner Krankheit keinen Augenblick verlassen hatte und jetzt weinend neben seinem Lager stand. ‚Weine nicht, mein Weib,' sagte er, ‚denn du bist jung und schön und wirst Trost finden.' Allein Lu widersprach ihm und schwur, sie würde ihn nicht überleben. ‚Schwör nicht,' entgegnete er, ‚was du nicht halten kannst!' — ‚Nun, so laß mich wenigstens schwören, daß ich nie die Gattin eines anderen werde!' rief Lu schmerzerfüllt aus. — ‚Auch dies sollst du nicht schwören,' wiederholte Tao. — ‚Lieber Mann, aber auf fünf Jahre will ich sicher schwören!' — ‚Schwöre nicht,' beharrte Tao, ‚sondern versprich mir nur, mich so lange nicht zu vergessen, bis die Erde über meinem Grabe trocken geworden ist!' Dies beteuerte Lu feierlich, und der gute Tao schloß befriedigt seine Augen für immer. Die Verzweiflung der Witwe war grenzenlos. Dies ging dem jungen Li-Fu, einem Schüler Taos, so zu Herzen, daß er alle

Digitized by Google

Mittel aufbot, die arme Lu zu trösten. Er sprach viel mit ihr von dem teuren Toten, noch mehr aber von sich selbst, und wie lieb es ihm sein würde, sie wieder fröhlich zu sehen. Dann ging er fort und versprach in einigen Tagen wiederzukommen. Die Zeit, bis dies geschieht, benützt nun Lu, um die Erde des Grabes trocken zu machen, denn sie erwartet jeden Augenblick die Rückkehr Li-Fus; sie ist eine ehrenhafte Frau und will ihrem Manne das Gelübde nicht brechen."

So sprach die Alte. Nachdenklich ging Tsuang-Tsen von dannen, indes er hinter sich den Fächer der Witwe rauschen hörte. O. E.

„Unsere Exzellenz". — Über den Newskyprospekt in Petersburg bewegt sich langsam ein feierlicher Leichenzug. Voraufreitende Polizeibeamte machen dem langen Zuge freie Bahn. Auf der den Sarg bedeckenden goldgestickten Decke funkelt die Sonne, so daß man die Lichter in den Laternen der nebenherschreitenden Fackelträger kaum bemerkt. Dichte Weihrauchwolken steigen aus den von den Chorknaben geschwungenen Rauchfässern.

Es ist eine Beerdigung erster Klasse. Warum soll man auch nicht in Petersburg, gerade so gut wie anderswo, die Toten klassifizieren, da man doch für die Lebenden vierzehn Rangstufen hat? Kommt doch für die Klassifikation der Toten von all den vielen Bedingungen und Nebenumständen, die bei den Lebenden überall und in Petersburg erst recht eine so bedeutsame Rolle spielen, nur der Kostenpunkt in Betracht. Und wegen der Kosten brauchten die Erben des verstorbenen alten Semen Matwjejewitsch nicht zu knausern. Hatte sich doch dieser mehr als vierzig Jahre in der schmutzigen Trödelbude in der auch nicht reinlicheren Erbsengasse tagein tagaus nur geplagt und auch Sonntags in dem dahinter gelegenen Verschlage seine Grütze gegessen und seinen Tee getrunken, auch jahrein jahraus denselben alten Schafspelz getragen und so Rubel auf Rubel gehäuft, um — erster Klasse beerdigt zu werden.

Ja, der alte Semen Matwjejewitsch hat etwas auf sich gehalten! Auch mit dem, was noch übrig blieb nach Abzug

Digitized by Google

der testamentarisch bestimmten Begräbniskosten durften die Erben zufrieden sein. Und dann außerdem: Wer in Rußland seine Toten gut begräbt, verbessert seinen Kredit!

Unter den ersten Leidtragenden folgt dem Sarge ein alter General, der in seiner glänzenden Uniform mit den goldenen Epauletten, mit seinem prächtigen weißen Bart eine imponierende Erscheinung ist unter all den schwarzgekleideten übrigen Trauernden. Gramgebeugt steht die hohe Gestalt des alten Kriegers am offenen Grabe, schüttelt nach Beendigung der kirchlichen Zeremonie gerührt den nächsten Leidtragenden die Hand und besteigt dann schweigend wieder seine elegante Equipage.

„Wer war der alte General?“ fragt wohl der eine oder andere der Anwesenden, worauf von einem Eingeweihten stets die Antwort erfolgt: „Das ist ja unsere Exzellenz!“ —

In einem bekannten großen Petersburger Restaurationslokale ist eine glänzende Hochzeitsfeier. Unter den zahlreichen Gästen finden wir wiederum „unsere Exzellenz“. Er hat natürlich seinen Ehrenplatz neben den Eltern der Braut, und der Vater schenkt ihm fleißig ein und nötigt ihn, da und dort zuzulangen, dem auch bereitwilligst entsprochen wird. Und er ist wirklich auch ein liebenswürdiger, gemütlicher Gesellschafter, der alte Herr in seiner goldstrotzenden Uniform, mit dem prächtigen breiten Ordensband und der Brust voller Orden. Später beim Tanz treibt er die tanzfaulen jungen Leute ins Gefecht und läßt sich vom Diener inzwischen ein Glas Ananaspunsch nach dem anderen, „aber nicht zu schwach“, bringen. Alle Welt ist entzückt von der liebenswürdigen alten Exzellenz.

Bei Taufen, Familienfeiern, feinen Diners und Gesellschaften der besseren Stände, die „etwas auf sich halten“, überall treffen wir „unsere Exzellenz“. Er bringt den unerläßlichen Toast auf den Gast- und Festgeber in schwungvoller und doch markiger Rede aus, unterhält aufs angenehmste die älteren und imponiert den übrigen Gästen, wobei er auch nicht unterläßt, sich Essen und Trinken schmecken zu lassen. Wohl befremdet es manchen Gast an der Tafel, daß die alte freundliche Exzellenz den gastfreien Festgeber Anton Antono-

Digitized by Google

witsch nennt, während er doch Feodor Alexandrowitsch in Wirklichkeit heißt, oder daß er auf das fernere „Blühen und Gedeihen der ehrenwerten Firma Sarafow“ toastet, während doch fast jedermann der Gesellschaft weiß, daß der Chef der Firma, unser liebenswürdiger Festwirt, bereits dreimal mit seinen Gläubigern einen Zwangsvergleich abgeschlossen hat.

Aber das sind Kleinigkeiten, die man einer so liebenswürdigen Exzellenz mit den schneeweißen Haaren, der glänzenden Uniform mit dem breiten Ordensband, der jedem so freundlich die Hand schüttelt, so brav mittrinkt und durchaus kein Spielverderber ist, nicht weiter übelnehmen kann. Und überhaupt die Ehre, mit einer Exzellenz an der Tafel sitzen zu dürfen!

Wer ist nun diese sozusagen allgegenwärtige Exzellenz? Es ist ein alter, zur Disposition gestellter, jedoch nicht mit Glücksgütern gesegneter General, der gegen angemessenes Honorar bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten, Taufen, Familienfesten und dergleichen Veranstaltungen aus bürgerlichen Kreisen, die etwas gelten wollen, als glänzende Staffage dient. Daß ein solcher „mietbarer General“ trotz mehrfacher Konkurrenz seinen Mann nährt, beweist die elegante Equipage und das behäbige Leben „unserer lieben alten Exzellenz“. A. M.

Ein Dokument der Beschränktheit. — Wie so mancher nützliche Fortschritt, so ist auch die Einführung der Gasbeleuchtung auf große Schwierigkeiten gestoßen, wie zum Beispiel aus den nachfolgenden, der „Kölnischen Zeitung“ vom 28. März 1819 entnommenen Ausführungen ersichtlich ist:

„Jede Straßenbeleuchtung ist verwerflich: 1. Aus theologischen Gründen, weil sie als Eingriff in die Ordnung Gottes erscheint. Nach dieser ist die Nacht zur Finsternis eingesetzt, die nur zu gewissen Zeiten vom Mondlicht unterbrochen wird. Dagegen dürfen wir uns nicht auflehnen, den Weltplan nicht hofmeistern, die Nacht nicht in den Tag verkehren wollen. — 2. Aus juristischen Gründen, weil die Kosten der Beleuchtung durch indirekte Steuern aufgebracht werden sollen. Warum soll dieser oder jener für eine Einrichtung zahlen, die ihm gleichgültig ist, da sie ihm keinen Nutzen bringt oder ihn gar

Digitized by Google

in manchen Verrichtungen stört? — 3. Aus medizinischen Gründen, denn die Gasausdünstung wirkt nachteilig auf die Gesundheit schwachleibiger und zartnerviger Personen und legt zu vielen Krankheiten den Grund, indem sie den Leuten das Verweilen auf den Straßen bequem macht und ihnen Schnupfen, Husten und Erkältungen auf den Hals zieht. — 4. Aus philosophischen Gründen: die Sittlichkeit wird durch die Gasbeleuchtung bedeutend verschlimmert. Die künstliche Helle verscheucht in den Gemütern das Grauen vor der Finsternis, die manchen von Sünden abhält; sie macht den Zecher sicher, daß er in den Zechstuben bis in die Nacht hinein schwelgt. — 5. Aus polizeilichen Gründen, denn sie macht die Pferde scheu und die Diebe kühn. — 6. Aus staatswirtschaftlichen Gründen, denn für die Steinkohlen geht eine bedeutende Summe ins Ausland, wodurch der Nationalreichtum geschwächt wird. — 7. Aus volkswirtschaftlichen Gründen. Öffentliche Feste haben den Zweck, das Nationalgefühl zu wecken. Illuminationen sind hierzu vorzüglich geeignet. Dieser Eindruck wird aber geschwächt, wenn derselbe durch allnächtliche Beleuchtungsilluminationen abgestumpft wird." R. v. B.

Quartierfreundschaft. — Im Feldzug 1870/71 belegten die Franzosen unsere ehrenhaften Krieger mit dem Schimpfwort „Pendülenräuber", weil sie angeblich mit Vorliebe Stutzuhren stehlen sollten; jetzt verschreien die französischen Lügenblätter, deren käufliche Leiter durchgängig eine höchst anrüchige Vergangenheit hinter sich haben, sie als Hunnen und wissen nicht genug von der Roheit und Grausamkeit der deutschen Horden zu fabeln.

Es ist bekannt, daß unsere braven Soldaten im Feindesland alle Einkäufe bar bezahlen, daß sie vielfach den Bauern bei der Bestellung der Felder geholfen haben, daß sie oftmals ihre Beköstigung mit der zurückgebliebenen armen Bevölkerung teilen, und daß sie wiederholt unter schwerer Lebensgefahr feindliche Verwundete, die hilflos vor den Schützengräben dem Feuer ihrer eigenen Leute ausgesetzt waren, zu sich heranholten und in Sicherheit brachten.

So bescheiden und edel benehmen sich diese „Hunnen"!

Digitized by Google

Einen weiteren Beweis liefert unser untenstehendes Bild, das den Kommandeur eines Feldartillerieregiments mit seiner französischen Quartierwirtin Arm in Arm darstellt.

Gewiß hat das Mütterchen in seiner Jugend bereits den

Phot. Hofphotograph G. Berger, Potsdam.

Deutsche Einquartierung mit ihrer französischen Quartierwirtin.

Deutsch-Französischen Krieg miterlebt und damals erkannt, daß die „Pendülenräuber" achtbare Menschen sind. Vertrauensvoll hat sie dem neuen Einzug der Deutschen entgegengesehen, ist schön daheimgeblieben, und diese Zuversicht wurde nicht getäuscht. Th. S.

Digitized by Google

Von den Silbergruben Mexikos. — Das ewig unruhige Mexiko ist wohl ohne Zweifel das erzreichste Land, denn man findet dort so ziemlich alle Metalle: Antimon, Blei, Eisen, Gold, Kobalt, Kupfer, Quecksilber, Zinn und als Hauptsache Silber, an dem es bekanntlich überreich ist. Dieses kommt besonders in der sogenannten Silberzone, einem etwa dreihundert Kilometer breiten und über zweitausend Kilometer langen Landstreifen auf der Ostseite der das Land der Länge nach durchziehenden Hochebene, in den verschiedensten Erzarten vor, jedoch auch hier und dort gediegen in Klumpen von teilweise mehreren tausend Mark an Wert.

Die Silberminen, deren Anzahl schon Alexander v. Humboldt im Anfang des verflossenen Jahrhunderts auf dreitausend schätzte, unterliegen staatlicher Konzession und sollen gegenwärtig bereits die Zahl von zehntausend weit überschritten haben. Diese Unzahl ist aber nicht etwa vollzählig im Betriebe, vielmehr ist die Mehrzahl nach einiger Zeit des Abbaues, da der Ertrag die Kosten nicht mehr deckte, weil man auf eine „Bonanza", wie dort die Edelmetallerzgänge heißen, überhaupt nicht gestoßen war, als unrentabel ihrem Schicksal überlassen worden. Die im Betriebe befindlichen Silberminen geben teilweise ganz fabelhafte Erträge, und bei einigen der in neuerer Zeit in Angriff genommenen sind Dividenden von fünfzig bis sechzig Prozent keine Seltenheit. Die jährliche Ausbeute an Silber in Mexiko beziffert sich auf durchschnittlich hundertsiebzig Millionen, und seit der spanischen Eroberung des Landes auf die hübsche runde Summe von siebzehntausend Millionen — siebzehn Milliarden Mark.

Das Auffinden einer solchen einträglichen Bonanza ist natürlich Glückssache, und schon manche alte Mine, die vor Jahren im Stich gelassen worden war, wurde von neuem in Angriff genommen und lohnte die Unternehmer mit reichem Gewinn.

So hatten die Besitzer der Grube Quemica, die sie bereits jahrzehntelang betrieben, ihr ganzes, anfänglich erworbenes Vermögen von etwa einundeinhalb Millionen Mark wieder hineingesteckt, jedoch nur wenig Erfolg gehabt. Sie verkauften deshalb die Mine um einen Spottpreis, und die Käufer hatten

Digitized by Google

zuerst auch nicht mehr Erfolg. Nach fünf Jahren aber, als man schon am Verzweifeln war, stieß man auf eine ungemein reiche Bonanza, die in einem halben Jahre für rund drei Millionen Mark Silber lieferte.

Eine französische Gesellschaft nahm im Jahre 1885 eine seit langen Jahren aufgegebene Grube in der Provinz Zacatecas in Angriff in der Hoffnung, mit neuzeitlichen Maschinen ihr Glück machen zu können. Man stieß auch wirklich nach längerer Arbeit auf eine reiche Bonanza, leider aber auch gleichzeitig auf eine starke Wasserader, durch die die ganze Grube derart unter Wasser gesetzt wurde, daß ein weiterer Abbau unmöglich erschien und man, um zu retten, was noch zu retten war, die Grube einem Aktionär für eigene Rechnung überließ. Diesem gelang es, des Wassers Herr zu werden und die bereits angeschlagene Bonanza ausbeuten zu können, die ihm dann auch in den nächsten Jahren einen Gewinn von fünf Millionen Franken lieferte.

Vom Glück besonders begünstigt scheint ein Herr Laborde zu sein. Dieser hatte schon aus mehreren Minen im Staate Zacatecas ein großes Vermögen herausgeholt und stieß dann noch in den Minen von Taxco, die schon unter Cortez in Angriff genommen wurden und durch dessen berühmten „Tunnel des Königs", einen über einen halben Kilometer langen und beinahe vier Meter hohen Stollen, bekannt sind, auf eine Bonanza von fabelhaftem Umfange, die ihm über hundert Millionen Franken eintrug. Der Glückspilz ließ sich auch nicht lumpen, sondern erbaute dort, mitten im Gebirge, eine prachtvolle Kathedrale, deren Kosten acht Millionen betrug. Für sich selbst erstellte er einen Palast mit wundervollen Parkanlagen, die terrassenförmig angelegt sind und Wasserkünste enthalten, die den berühmten von Versailles als ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Das Vermögen dieses Silbermagnaten beziffert sich auf etwa hundertdreißig Millionen.

Als das Seitenstück dieses Glückspilzes darf der „Silberkönig" Pedro Alvarado gelten. Dieser auf viele Millionen Mark geschätzte Krösus, der früher selbst Minenarbeiter war, bis ihm Göttin Fortuna ihre launische Gunst schenkte, ist ein Sonder-

Digitized by Google

ling erster Klasse. Er hat seine Gruben, die alle bis in den letzten Winkel mit elektrischem Licht taghell beleuchtet sind, noch nie verlassen und verkehrt ausschließlich mit seinen Arbeitern und ehemaligen Kameraden. Natürlich hat er sich auch einen entsprechenden Palast erbauen und aufs luxuriöseste einrichten lassen. Bei seinem Mangel an Kunstverständnis kam es ihm jedoch dabei nur darauf an, daß es „viel Geld kosten" solle. Trotz seines luxuriösen Hauses ist des Silberkönigs liebster Erholungsaufenthalt aber im Keller, was man ihm ja an sich in Anbetracht der dort herrschenden kühlen Temperatur nicht verargen kann, wo er dann, auf einer vollen Champagnerkiste sitzend, sein Glas gewöhnliches Bier zu trinken pflegt. Besonders kostspielig sind also seine Krösuspassionen nicht, und es ist unter diesen Umständen ziemlich unerfindlich, wie der erst in den Vierzigern stehende Mann es fertig bringen will, sein sich naturgemäß noch ständig mehrendes Vermögen zu verbrauchen, wie er als seine Absicht jedem Besucher gegenüber, den er einer Unterhaltung würdigt, behauptet.

Schon unter spanischer Herrschaft hat es in Mexiko derartige vom Glück begünstigte Silbergräber und Grubenbesitzer gegeben, die dann meist von den Königen gegen entsprechende klingende Geschenke zu Grafen und Herzögen ernannt wurden und den sogenannten „mexikanischen Minenadel" bildeten. Ein solch emporgekommener Marques konnte es sich seinerzeit leisten, die Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen, das Brautgemach seiner Tochter mit Silberplatten auslegen und den Weg von seinem Palast bis zur Kirche zu deren Hochzeit mit massiven Silberplatten pflastern zu lassen.

Daß man es damals dazu hatte, dafür ist ein Beweis die Stadt Guanajuato im Staate gleichen Namens. Diese Stadt findet wohl nirgends in der Welt ihresgleichen. Der Silberreichtum der Gegend war bereits vor der Eroberung durch die Spanier bekannt, und diese gingen denn auch sofort an die Ausbeutung. Weil aber einerseits die damaligen Gewinnungsmethoden ungenügend waren, anderseits aber hochwertigeres Material zur Verfügung stand, so wurden nur hochprozentige Erze mit einem Gold- und Silbergehalt von über fünfzig

Digitized by Google

Prozent verarbeitet. Das übrige zutage geförderte Gestein wurde zum Bauen der Häuser verwendet.

Nun hat eine vor einigen Jahren vorgenommene Untersuchung das auffällige Ergebnis gezeitigt, daß die Steine, mit denen nicht nur die Häuser, sondern auch die uralte Stadtmauer und sogar der gegen dreißig Meter hohe Wall zusammengefügt sind, Silber und Golderze bis zu dreißig Prozent enthalten. Guanajuato, das im letzten Bürgerkriege auch öfters genannt wurde, darf also mit Fug und Recht als „eine Stadt aus Gold und Silber" angesprochen werden. Es dürften nun die gold- und silbererzhaltigen Häuser bald daran glauben müssen, denn in Mexiko braucht man jetzt mehr als anderswo sehr nötig Geld. A. M.

Hochverrat und Feigheit vorm Feind galten von alters her als gemeine Verbrechen, die mit besonders abschreckenden und entehrenden Strafen geahndet wurden. Die Römer stürzten den Verräter vom Tarpejischen Felsen herab, und die alten Germanen erstickten den, der seinen Schild im Stiche gelassen hatte, im Schlamm, damit er den Augen seiner tapferen Gefährten auf immer entzogen würde. In Frankreich schnitt man den Fahnenflüchtigen Nase und Ohren ab und nagelte diese an den Galgen; in Dänemark war der Deserteur zeitlebens vogelfrei, und nach dem älteren holländischen Kriegsrecht war jeder gemeine Soldat berechtigt, seine fliehenden Kameraden auf der Stelle niederzumachen. Der deutsche Landsknecht, der die Fahne verlassen hatte, wurde zum Spießrutenlaufen verurteilt.

Besonders streng wurden Befehlshaber und Offiziere bestraft, die sich der Feigheit vorm Feind schuldig gemacht hatten und so ihren Soldaten mit schlechtem Beispiel vorangegangen waren. Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich, Hoch- und Deutschmeister und Kaiserlicher Generalissimus im Dreißigjährigen Kriege, stellte im Jahre 1642 ein warnendes Beispiel militärischer Gerechtigkeit auf. Er hatte die Schweden aus Schlesien und durch die Lausitz bis nach Sachsen gedrängt und sie bei Breitenfeld geschlagen. Aber hier hatte das Madlovsche Reiterregiment sich des übrigen Heeres unwürdig gezeigt; es hatte zuerst das Schlachtfeld verlassen und konnte weder

Digitized by Google

durch das heldenmütige Beispiel des Feldherrn, noch durch seine und der übrigen Generale Bitten und Drohungen zum Stehen gebracht werden. Nach der Schlacht ließ der Erzherzog alle Fähnlein ausrücken, nahm das Madlovsche Regiment in die Mitte, befahl ihm abzusitzen und die Waffen niederzulegen. Dann wurden die Fahnen durch den Scharfrichter verbrannt, die Degen zerbrochen, die Offiziere mit dem Schwert hingerichtet, die Kornets, alle Unteroffiziere und von den Gemeinen jeder zehnte Mann auf freier Landstraße aufgeknüpft, die übrigen für „offenbare Meineidige, Schelme und Böswichter" erklärt und der Name des Regiments „aus der löblichen Armee vertilget und ausgerottet".

Ähnlich streng ging man mit dem kaiserlichen Generalfeldmarschalleutnant v. Heitersdorff zu Gericht, der die Stadt und Festung Heidelberg am 20. Mai 1693 den Franzosen übergeben hatte, obwohl seine Truppen kampfbereit waren und er längere Zeit hätte Widerstand leisten und die Festung verteidigen können. Es lag dringender Verdacht vor, daß er sich von den Franzosen hatte bestechen lassen. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und die Strafen, die man für den Verräter erfand, waren wirklich die grausamsten und entehrendsten, die man sich für einen Offizier denken konnte. Zuerst zum Tode verurteilt, wurde ihm „aus sonderbahrer Gnad Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Marggraffen von Baaden-Baaden das Leben, jedoch auf seine gethane selbsteigene Wahl, geschenket". Jeder ehrliche Soldat hätte den Tod der Schande vorgezogen, mit der der Generalfeldmarschalleutnant aus dem Heere ausgestoßen wurde. Da er Mitglied des Deutschen Ritterordens war, wurde er am 17. Juni 1693 vom Hoch-Deutschmeister in das Deutsche Haus zu Heilbronn geladen. Als er dort in vollem Ordensschmuck erschien, riß ihm diesen ein junger Offizier mit Gewalt vom Hals, schlug ihm das Ordenskreuz und die Kette dreimal „ums Maul" und jagte ihn mit einem Fußtritt zum Hause hinaus. Am 20. Juni „wurde er vom Scharphrichter seinen Knechten übergeben, die ihn mit ein paar Maulschellen empfingen, dann auf einem Schinderkarren in dem Kaiserlichen und der Hoch-Allirten

Digitized by Google

Feld-Läger bei Heylbrunn durch die gantze Armee geführt", vor sein Regiment gestellt und ihm das Urteil verlesen, daß er aller Ehren entsetzt, aller seiner Güter beraubt und außer Landes getrieben werden solle.

Der Scharfrichter zerbrach alsdann seinen Degen, schlug ihm die Stücke dreimal um den Kopf, setzte ihn wieder auf den Karren und fuhr ihn über den Neckar, wo er ihn mit Peitschenhieben davonjagte. Friedrich Wencker.

Auch Kopfarbeit! — Der einstige Gouverneur von Massachusetts, Joseph Dudley, bemerkte eines Tages unter seinen Feldarbeitern einen Indianer, der halb nackt dastand und den Leuten müßig zusah. Er redete ihn an und fragte ihn, warum er nicht auch arbeite, um sich wenigstens die nötigen Kleider zu verdienen.

„Du arbeitest ja auch nicht," versetzte der Rote mit der den Indianern eigenen Freimütigkeit.

„Doch," antwortete der Gouverneur, indem er auf seine Stirn zeigte, „ich tue Kopfarbeit und verdiene dadurch mehr, als es mit Handarbeit möglich wäre."

Hierauf erklärte sich der Indianer bereit, zu arbeiten, und der Gouverneur ließ ihn ein Kalb schlachten, wofür er ihm einen Vierteldollar bezahlte. Dann ging der Rote wieder müßig herum. Der Gouverneur trug ihm nun auf, das Kalb auch zuzurichten, und bezahlte dafür abermals einen Vierteldollar. Nun aber war der Indianer zu keiner weiteren Handreichung zu bewegen, sondern ging in die Schenke, kehrte jedoch bald zurück und versicherte, das ihm vom Gouverneur gegebene Silberstück sei falsch. Letzterer dachte, es möge sich wirklich so verhalten und gab ihm ein neues Geldstück.

Als aber der Indianer alsbald zum zweiten Male kam mit einem falschen Geldstück, sah Dudley ein, daß er betrogen werde und beschloß, den roten Halunken dafür zu bestrafen. Er gab ihm ruhig nochmals einen Vierteldollar und versprach ihm eine weitere Belohnung, wenn er einen Brief an den kommandierenden Offizier des nahen Forts bringe. In diesem Briefe stand, man möge dem Überbringer desselben ohne weiteres fünfundzwanzig Hiebe verabreichen.

Digitized by Google

Die schlaue Rothaut ging, hatte aber offenbar Lunte gerochen, denn er überredete einen ihm unterwegs begegnenden Neger für die Spende eines Glases Rum, die Bestellung des Briefes zu übernehmen, und der arme Teufel erhielt richtig seine Fünfundzwanzig ausbezahlt, während der schlaue Rote sich ins Fäustchen lachte.

Als er später wieder einmal dem Gouverneur begegnete und dieser ihn entrüstet fragte, wie er ihn habe so frech betrügen können, deutete der „edle Häuptling" auf seine Stirn und sagte kaltblütig: „Kopfarbeit, Governor!" F. Z.

Winke beim Umtopfen der Zimmergewächse. — Das Auge des kundigen Gärtners erkennt auf den ersten Blick, ob eine Zimmerpflanze richtig eingepflanzt ist, ferner auch, ob sie einer Umtopfung bedarf. Für den Laien sind die Erkennungsmerkmale schwieriger. Immerhin kann jeder Blumenfreund aus der geringer werdenden Entwicklungsfreudigkeit von Knospen und Blättern, sowie an der Färbung der letzteren die Überzeugung gewinnen, daß die Wurzeln der Pflanze die Erde ausgesogen haben und eine Stockung in der Nahrungsaufnahme eingetreten ist. Dann — und zwar ist das meist vom Januar oder Februar an der Fall — wird es Zeit, dem Stock neue Erde zu geben.

Man nimmt die Pflanze aus dem Topfe, indem man die linke Hand auf dessen Oberfläche so legt, daß der Stamm oder der untere Teil zwischen den ausgespreizten Mittelfingern herausragt, dreht das Ganze so um, daß die Krone nach unten gerichtet wird und stößt mit dem Topfrande einige Male leicht auf den Tischrand auf, worauf man mit der rechten Hand den Topf abnehmen kann und den bloßen Ballen vor sich hat. Ist er sehr durchwurzelt, das heißt sind die feinen, faserigen Wurzeln stark durchfilzt, so schneidet man mit einem scharfen Messer rund herum und am Boden den Filz ab und lockert mit einem spitzen Hölzchen zwischen den Wurzeln den übrigen Ballen sorgfältig auf. Hat die Pflanze jedoch dicke und feste Wurzeln, wie bei den Palmen, so lockert man das Geflecht mit einem spitzen Holze auf und schneidet nur kranke und beschädigte Teile ab. Zeigt sich jedoch der Ballen wenig oder

Digitized by Google

gar nicht durchwurzelt, und sind die Wurzeln selbst zum größten Teile krank, so ist das ein Zeichen, daß die Pflanze eine ihr nicht zusagende Erde hatte; man darf dann den Ballen durch Abschütteln auflösen, die Wurzeln durch Spülen im Wasser abwaschen und sämtliche kranken Wurzeln wegschneiden. Man erkennt die kranken Wurzeln an ihrer bräunlichen oder schwärzlichen Färbung.

Ist nun der Ballen so vorbereitet, so nimmt man einen neuen oder auch einen alten reingewaschenen Topf, der nicht viel größer (etwa 2 Zentimeter) als der frühere sein muß, bedeckt das am Boden befindliche Abzugsloch mit einer Scherbe, breitet darüber eine im Verhältnis zur Höhe stehende Lage zerschlagener Scherben oder Ziegelstückchen oder Holzkohlen oder auch Moos aus, bringt darüber eine Schicht frischer Erde, die man andrückt, setzt den Ballen darauf, der so hoch stehen darf, daß er etwa um $^1/_2$ Zentimeter vom Topfrande überragt wird, füllt nun am Rande herum frische Erde ein, die man mit einem flachen, abgerundeten Holze festdrückt und fährt so fort, bis der Topf gefüllt ist und der Ballen festsitzt. Die Pflanze muß im Topfe so stehen, daß der Stamm genau in die Mitte kommt.

Man muß beim Verpflanzen darauf sehen, daß der Ballen noch feucht ist; ist er trocken, so nimmt das Wasser beim Begießen nach dem Verpflanzen seinen Weg durch die frische Erde, ohne den alten Ballen zu durchtränken, infolgedessen die Pflanze vertrocknen muß. Derselbe Übelstand tritt auch dann ein, wenn die frische Erde nicht fest genug eingedrückt wurde. Hatte die Pflanze beim Verpflanzen einen Ballen, der gut zusammenhielt, so kann man sie sogleich wieder an Licht und Luft bringen, war der Ballen jedoch schadhaft, so daß er auseinanderfiel, mußten viele Wurzeln als krank entfernt werden oder hatte man viele Erde wegnehmen müssen, weil sie zu schlecht war, so muß man die Pflanze mehrere Tage lang beschattet halten.

Nach dem Verpflanzen hat man sehr vorsichtig zu gießen, dagegen desto häufiger zu überspritzen. Blühende Pflanzen darf man nicht kurz vor dem Aufblühen umpflanzen, wenigstens darf ihr Ballen in keiner Weise beschädigt werden. Man

Digitized by Google

wartet mit solchen mit dem Umsetzen bis nach dem Verblühen. Kranke Pflanzen muß man versetzen, sobald sich eine mangelhafte Vegetation zeigt. Pflanzen in großen Töpfen oder Kübeln brauchen nur in größeren Zwischenräumen verpflanzt zu werden, dagegen empfiehlt es sich, daß man hin und wieder die obere Erdschicht, soweit es ohne wesentliche Verletzung der Wurzeln geschehen kann, vorsichtig entfernt und durch geeignete frische Erde ersetzt, die man durch einen Zusatz von entsprechenden düngenden Stoffen nahrhafter machen kann. Hierzu eignen sich vorzüglich feine Hornspäne, die der Erde beigemischt werden. Nach dem Verpflanzen müssen solche Gewächse, die noch nicht hinreichend erstarkt sind, um sie aufrecht erhalten zu können, mit Stäben versehen werden, an denen der Stamm sowohl als auch stärkere Zweige angebunden werden. R. Reichhardt.

Ein Ring in einem Stückchen Brot spielte bei einer fürstlichen Verlobung einst eine große Rolle. Im Jahre 1815 weilte Großfürst Nikolaus, der später als Nikolaus I. den russischen Thron bestieg, zu längerem Besuch am preußischen Hofe. König Friedrich Wilhelm III. hätte eine Verbindung seiner Tochter Charlotte mit dem Großfürsten recht gern gesehen, mochte aber die damals erst fünfzehnjährige Prinzessin in keiner Weise beeinflussen. Jedenfalls näherte sich der Besuch des Großfürsten seinem Ende, ohne daß dieser den Mut fand, sich der Prinzessin, die ebenso liebreizend wie klug war, zu erklären.

Bei der Abschiedstafel hatte man die beiden nebeneinander gesetzt. Der Großfürst, heute auffallend still, sagte dann plötzlich unvermittelt zu seiner Tischdame: „Ich reise morgen."

Die Prinzessin entgegnete verbindlich: „Es wird uns allen herzlich leid tun, daß Sie uns verlassen. Kann Ihre Abreise nicht aufgeschoben werden?"

„Das hängt von Ihnen ab!"

„Und was hätte ich dabei zu tun?"

„Sie müssen meine Verehrung nicht zurückweisen."

„Das ist alles?"

„Nein, Sie müßten mich auch ermutigen."

„Das ist schon schwerer."

Digitized by Google

„Ach, Prinzessin, ich habe Ihre Neigungen, Ihren Charakter studiert, ich hoffe bestimmt, Sie glücklich zu machen."

„An offener Tafel läßt sich dieser Gegenstand schwer besprechen."

„Oh, es bedarf keiner Reden — nur ein Pfand Ihrer Neigung. Der kleine Ring an Ihrer Hand — sein Besitz würde mich glücklich machen. Geben Sie mir denselben."

„Hier vor aller Augen?"

„Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brot und legen Sie ihn neben Ihren Teller, ich nehme den Talisman dann an mich."

„Es wird nicht gehen."

„Versuchen Sie es trotzdem — ich bitte Sie sehr!"

Die Prinzessin kam lächelnd seiner Bitte nach. Der Großfürst nahm den schmalen Reif an sich und am nächsten Tage wurde die Verlobung veröffentlicht. W. K.

Merkwürdige Geschosse. — Nach der Einführung der Feuerwaffen zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden als Geschosse für die großen Belagerungsgeschütze zuerst noch Steinkugeln verwendet, und zwar von ganz beachtenswerter Größe. So schoß zum Beispiel die sogenannte „Dulle Griet" von Gent bei einem Kaliber von nicht weniger als etwa einem Meter, Steinkugeln von über 650 Pfund. Dagegen ist sogar, was das Kaliber betrifft, unsere „fleißige Berta" das reine Waisenkind. Neben diesen, natürlich roh bearbeiteten Steinkugeln aus Basalt, Marmor oder Granit gab es auch solche aus gebranntem Lehm, die aber dann meist mit einem Bleiüberzug versehen waren.

Für die Handfeuerwaffen gab es Bronzekugeln bis ins 16. Jahrhundert, um welche Zeit die Bleikugeln aufkamen. Eiserne Vollkugeln für die Geschütze gelangten erst nach 1500 zur Verwendung, dagegen scheint der „Hagelschuß", aus einer großen Anzahl aus einem Geschütz gleichzeitig abgeschossener kleiner Kugeln bestehend, bereits fünfzig Jahre früher im Gebrauch gewesen zu sein.

Im 16. Jahrhundert erscheinen dann recht eigentümliche Geschosse, die Ketten- und Stangenkugeln. Es waren dies je zwei, mittels einer Kette oder ineinandergreifender Eisen-

Digitized by Google

drähte verbundene Kugeln, die nur gegen lebende Ziele in Anwendung kamen, und bei der damals üblichen Kampfesart in geschlossenen Haufen recht wirksam gewesen sein müssen. Ein sonderbares Geschoß wird im Jahre 1590 erwähnt, das man als den Vorläufer des Schrapnells bezeichnen kann, und das aus einem, mit einer Unmenge Handbüchsenkugeln gefüllten Sack bestand, der wiederum von einem Weidengeflecht fest umflochten war.

Wurfmaschinen waren schon seit dem frühen Altertum bis ins 14. Jahrhundert im Gebrauch, und es wurden damit nicht nur Steine bis zu einem Gewichte von 30 Zentnern, sondern auch brennende Balken, mit Brennstoff gefüllte und in Brand gesetzte Fässer und — Menschen- und Tierleichen in die belagerten Städte, Burgen usw. geworfen. A. M.

Ein alter deutscher Osterspruch. — In einer alten Handschrift des Klosters Korvei ist uns ein über tausend Jahre alter deutscher Osterspruch aufbewahrt, und zwar in der Form eines Anrufens der Ostara, der Göttin des Frühlings. Dieser Göttin waren die Maiblumen heilig, die man auch in die sogenannten „Osterfeuer" oder Opferfeuer warf. Dieser Osterspruch war bei den Sachsen gebräuchlich, die erst zur Zeit Widukinds Christen wurden. Er lautet, ins Neuhochdeutsche übertragen, folgendermaßen:

Ostara, Ostara,
Erdenmutter,
Lasse diesen
Acker wachsen,
Laß ihn grünen,
Laß ihn blühen,
Früchte tragen!
Gib ihm Frieden,
Daß die Erde sei gefriedet,
Daß sie sei geborgen
Wie die Heiligen,
Die im Himmel sind. A. Sch.

Türkische Telephonistinnen. — Das jungtürkische Regiment hat zwar zu mancherlei Auswüchsen und Überstürzungen ge-

Digitized by Google

führt, aber es hat immerhin zuwege gebracht, daß jetzt ein frischerer Zug durch das ottomanische Reich geht. Nicht zuletzt kommt dies der Frauenwelt zugute. Obwohl auch in der Türkei die Frauenbewegung Platz gegriffen hat, so ist, wie man es in der ersten Zeit erhoffte, an eine Gleichberechtigung

Phot. Sebah & Joaillier.

Türkische Telephonistinnen am Umschalter.

der Frau mit dem Mann nicht zu denken. Dagegen zeigen sich schon Anfänge, daß die strenge Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts gemildert und ihm ein größerer Spielraum in gewissen Berufstätigkeiten verstattet werden wird.

Diese Beobachtung kann man beispielsweise in Kadiköi machen. Kadiköi ist eine Stadt von 30 000 Einwohnern und

Digitized by Google

liegt Konstantinopel gerade an der Stelle gegenüber, wo sich das Marmarameer zum Bosporus verengert. Es wird überwiegend von Christen, namentlich Europäern, Griechen und Armeniern bewohnt. Viele reiche Geschäftsleute, die sich nicht allzuweit von der Hauptstadt entfernen wollen, besitzen hier, besonders in den Stadtvierteln Mühürdar und Moda-Burnu, prächtige Landhäuser.

Vielleicht ist es dem Vorherrschen des europäischen Elementes mit zuzuschreiben, daß in dem Fernsprechamt von Kadiköi seit kurzem Telephonistinnen angestellt worden sind. Sie bedienen den Umschalter. Vier davon sind Mohammedanerinnen. Sie haben sich schnell eingearbeitet und verrichten ihr Amt durchaus zur Befriedigung ihrer Vorgesetzten. Während des Dienstes tragen sie um das Kopfhaar einen leichten Schleier. Th. S.

Türme und Glocken im Krieg. —

Gegossen nach dem Bruderkriege in Dankestagen 1452
Ward ich von einer kaiserlichen Kugel zerschlagen 1633
Wieder gegossen trotz Krieg und betrübter Zeit 1634
Diente ich 233 Jahre in Freude und Leid.
Am Sterbetage des Herrn bin ich beim Läuten zersprungen 1867
Gott zu Ehr' und Preis ist mein dritter Guß gelungen 1869.
(Inschrift der großen Nikolaiglocke zu Leipzig.)

Die Kirchturmglocken, die in Friedenszeiten scheinbar so über alles Leid erhaben in ihrer stolzen Höhe thronen, haben mancherlei zu fürchten, wenn Krieg die Lande schlägt. Wie viele Glocken sind erbeutet und geraubt oder in Tagen der Not eingeschmolzen und zu Kanonen umgegossen worden! Wie manche litt zugleich mit ihrem Turm durch feindliche Geschosse, gleich dem „großen Roland von Gent", dessen ehernen Mund eine Kanonenkugel zum Verstummen brachte. Denn so ist es nun einmal von jeher gewesen: Einen zu trefflichen Rundblick gewährt der Kirche ragender Turm, als daß man sich im Kampfe nicht versucht fühlte, ihn zu Späherzwecken zu benützen, und selbstverständlich pflegt der Gegner, sobald er dessen gewahr wird, unfreundliche Warnungen durch die Luft zu senden.

Digitized by Google

Gar mancher Turm trägt Narben, die von solchem Geschehen Zeugnis ablegen. Derartige Vorkommnisse sind um so schwerer zu vermeiden gewesen, als die Kirchtürme in Kriegszeiten ja nicht allein als Ausguck, sondern selbst als Aufstellungsorte für Geschütze dienten, er galt als eine Art Festung.

Die berühmtesten Beispiele für „wehrhafte" Türme liefern die Kirchen Magdeburgs. Als die Stadt 1550 von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert wurde, brachten die Bürger auf die Türme der Sebastianskirche, sowie auf den südlichen Domturm, über 433 Stufen bis auf den obersten Umgang, drei Geschütze und schossen damit ins Lager des Feindes bei Buckau. Natürlich antwortete der Gegner mit unsanften Grüßen, und eine seiner Kugeln riß am 28. Mai 1551 zehn Meter Geländer von der Turmgalerie hinweg. Auch der Magdeburger St. Jakobsturm wurde damals eifrig beschossen, denn auf ihm saß als trefflicher Artillerist der Büchsenmeister Kritzmann, dessen Kugeln nie ihr Ziel verfehlten.

Wenig schonend sind die Franzosen einst mit unseren Türmen umgegangen. Daran zu erinnern, ist aus zweierlei Gründen gut. Erstens zur Beruhigung allzu feinfühliger Gemüter, die den Vorwürfen der Franzosen wegen unserer, übrigens kaum nennenswerten Beschießung der Kathedrale von Reims Gewicht beilegen. Zweitens aber kann es uns nur mit Dankbarkeit und Trost erfüllen, wenn wir Einst und Heute miteinander vergleichen und bedenken, was die lebendige Mauer, die uns schützend umgibt, unserem Lande jetzt erspart hat. Nicht weniger als vierzig „Wunden" erhielt zum Beispiel im Jahre 1806 der Elisabethenturm zu Breslau. Der Glockenstuhl wurde bombardiert, und im Wächterhäuschen platzte sogar eine Bombe „mit großem Dampf, aber ohne zu zünden". Der Hamburger Katharinenturm machte im Mai Bekanntschaft mit manchem französischen Geschoß. Zwölf Mann lagen damals auf dem Turm- und Kirchenboden bereit, um sofort, wenn eines gezündet hatte, den Brand im Keime zu ersticken. Lange Zeit hat man auch im Wächterstübchen des Ulmer Münsters noch die Kugel gezeigt, die Napoleon als Warnung hinaufgesandt, um einen Beobachtungsposten zu verscheuchen.

Digitized by Google

Einer der interessantesten „Veteranen“ unter den Kirchtürmen aber ist natürlich der Wiener St. Stephansdom, von dem aus Graf Rüdiger von Starhemberg — der später den Stephansturm im Wappen führen durfte — drei Wochen lang die Türken beobachtete. Diese schlugen dem Turme manche Wunde. Nach 1683 soll man vier Jahre zu seiner „Heilung“ gebraucht haben. Im Oktober 1711 aber wurde die aus erbeuteten türkischen Kanonen gegossene große Glocke, die ein Gewicht von 324 Zentnern aufweist, im Stephansdom aufgehängt.

Napoleon, der die halbe Welt eroberte, soll sich für einen großen Glockenfreund ausgegeben haben. Er erklärte die Glocken für „eines der vorzüglichsten Mittel zur Gesittung der Menschen“. In Übereinstimmung damit machte er es sich zur Aufgabe, die in jenen Sturmtagen aus ihren Türmen entführten Glocken den Gemeinden zurückzugeben. Freilich war manche der Geraubten inzwischen zur Kanone umgewandelt worden.

Wir wissen von vielen deutschen Glocken, die solche Wandlung durchmachen mußten. So wurden im Jahre 1530 bei den Bremer Bürgerunruhen von vier Kirchtürmen die Glocken eingeschmolzen, im Schmalkaldischen Krieg bewiesen die Magdeburger ein besonderes Geschick darin, Glocken zu Geschützen zu machen, und manches Beispiel ließe sich noch aus dem Dreißigjährigen Krieg anführen.

Der Krieg, dessen eiserne Hand Glocken zu Kanonen formt, läßt aber umgekehrt auch Kanonen zu Glocken werden, wie wir schon an der großen Glocke im Wiener St. Stephansdom sahen. Bekanntlich haben uns auch im Kriege von 1870 eroberte französische Geschütze Glockenmetall liefern müssen. Für die Glocke des Domes zu Naumburg stiftete unser Kaiser vierzehn erbeutete Kanonen, und für die Frankfurter Glocke spendete er ebenfalls solches Kriegsmetall.

Das berühmteste Beispiel einer solchen Triumphglocke aus neuerer Zeit aber bildet die sogenannte „Kaiserglocke“ im Kölner Dom, die 1875 hergestellt wurde. In ihr stecken zweiundzwanzig französische Kanonenläufe.

Digitized by Google

„Die Kaiserglocke heiß' ich,
Des Kaisers Ehren preis' ich,
Auf hoher Warte steh' ich,
Dem Deutschen Reich erfleh' ich,
Daß Fried' und Wehr
Ihm Gott bescher'!"

So lautet ihre Inschrift.

Ihr Guß bereitete große Mühe, und an die Schwierigkeit ihrer Herstellung knüpft sich auch ein hübsches Geschichtchen, das Bader in seinem reizenden „Turm- und Glockenbüchlein" nicht anzuführen vergessen hat. Meister Hamm, der sie goß, soll nämlich damals dem alten Kaiser sein Leid geklagt und gesagt haben: „Majestät, die Glocke hat mir manch schlaflose Nacht bereitet." Und im Gedanken an die feindlichen Kanonen, die in dieser Glocke stecken, antwortete Kaiser Wilhelm: „Mir auch!" v. Z.

Ungarische Ritterlichkeit. — Graf Leopold Zichy, der Vater des Grafen Geza Zichy, des bekannten einarmigen Klaviervirtuosen, war einer der tapfersten und ritterlichsten Charaktere. Er hatte eine sehr harte Jugend durchgemacht. Seine Erziehung war den Händen eines Hofmeisters anvertraut, und dieser Nichtswürdige mißhandelte seine beiden Zöglinge, den jungen Grafen Leopold und dessen Bruder Ladislaus, fortgesetzt und planmäßig auf das unmenschlichste. Er hieß Lamm, hatte offenbar verwerfliche Neigungen, und das Quälen eines Wehrlosen war ihm Lust. Sein größtes Vergnügen war, den Knaben die Mahlzeiten zu entziehen und dann vor ihren Augen recht tüchtig zu essen.

Eines Tages hing er Ladislaus mit einem Riemen an den Händen auf, so daß der arme Junge in der Luft baumelte. Als der Gepeinigte schrie, faßte Leopold, damals ein Knabe von zehn Jahren, Mut und rief zornentflammt seinem Erzieher zu: „Herr Lamm, wenn Sie meinen Bruder nicht sofort befreien, so schwöre ich, Sie dereinst zu züchtigen für Ihre Grausamkeit."

Als Antwort darauf hängte dieser „Scharfrichter" den mutigen Knaben in gleicher Weise auf wie dessen Bruder.

Zehn Jahre später wurde Graf Leopold Zichy Husaren-

Digitized by Google

leutnant. Sein erster Gang war nun zu Lamm, der in Wien lebte. Mit der Reitpeitsche in der Hand trat er ein. Ein gebrochener, gichtgekrümmter Mann öffnete ihm, der beim Anblick des Grafen totenbleich wurde, zu zittern begann und auf die Frage: „Kennen Sie mich?“ nur hervorzustammeln vermochte: „Oh, mein geliebter Zögling!“

Der Graf hob die Reitpeitsche, ließ sie aber sofort wieder sinken und warf sie dann dem Elenden vor die Füße. „Sie haben die Kinderjahre dieses ‚geliebten Zöglings‘ vergiftet und zur Hölle gemacht,“ sagte er. „Ich kam her, Sie gebührend zu züchtigen, wie ich es geschworen hatte. Aber ich werde es nicht tun. Ich sehe, Gott hat Sie schon gestraft.“

Ein anderer Vorfall aus Zichys Jugendzeit ist folgender. Im Jahre 1831 hielt Rußland mit Österreich gemeinsam die galizische Grenze besetzt. Graf Leopold gehörte ebenfalls zu den Besatzungstruppen. Als Kriegskameraden speisten die im gleichen Orte liegenden österreichisch-ungarischen und russischen Offiziere zusammen. Eines Tages sagte ein angeheiterter russischer Oberst namens Poniatoff nach der Mahlzeit: „Die Österreicher sind dumme Hunde!“ Graf Zichy sprang auf und verbat sich eine solche Beleidigung. Wütend zog der russische Oberst den Säbel und drang auf den kecken Leutnant ein. Dieser besaß Geistesgegenwart genug, um dem Beleidiger entgegenzurufen: „Ich will keine gemeine Wirtshausrauferei, sondern einen regelrechten Zweikampf!“ Die Abmachungen wurden sofort getroffen, man ging ins Nebenzimmer, und der Zweikampf begann. Er war bald beendet. Graf Zichy spaltete mit einem furchtbaren Hieb seinem Gegner den Schädel.

Dann öffnete er die Tür zum Speisezimmer und rief hinein: „Meine Herren Russen, ich hatte das Unglück, Ihren Obersten im Zweikampf zu töten. Wenn jemand mein Vorgehen nicht für korrekt hält, stehe ich jedem zu Diensten.“

Ein Wutschrei war die Antwort, sämtliche Russen stürzten sich mit gezückten Säbeln auf den tapferen Ungarn, der nur mit Mühe von seinen Kameraden in das Haus des Brigadegenerals Fichtl gerettet wurde.

Digitized by Google

Dieser sagte zu ihm: „Das ist eine böse Geschichte. Reisen Sie sofort nach Wien und berichten Sie dem Kaiser persönlich. Er wird Ihre Strafe bestimmen."

Um den jungen Leutnant vor der Rache der Russen zu retten, mußte er auf dem Wagen der Gräfin Forgach, als Lakai verkleidet, aus der Stadt gebracht werden. Nachdem er in Wien angelangt war und dem alten Kaiser Franz I. Bericht erstattet hatte, nickte dieser wohlwollend mit dem Kopfe und sprach: „Das hat Er aber sehr gut gemacht, lieber Zichy, sehr gut!" F. Z.

Berühmte Piepenmeister. — Die moderne Zeit hat, wie so manchem anderen Berufe, auch dem früher als recht wichtig angesehenen Amte des „Piepenmeisters" ein Ende gemacht. Diese Piepenmeister standen zumeist im Dienste hoher Herren und hatten die Aufgabe, über die Tabakspfeifen ihrer Gebieter zu wachen, Fidibusse bereit zu halten, die Pfeifen zu stopfen und auch anzuzünden. Unwillkürlich bildete sich durch den steten Umgang zwischen dem Herrn und seinem Piepenmeister bald eine gewisse Vertraulichkeit heraus.

Alle diese Piepenmeister, von denen uns die Geschichte berichtet, sind mehr oder weniger Sonderlinge gewesen. So besaß der Große Kurfürst in der Person des Ungarn Wenzel Priszka einen Piepenmeister, der nach der Schilderung eines Chronisten „treu wie ein Hund, fleißig wie eine Biene, gefräßig wie ein Wolf und schlagfertig wie ein Franzose" gewesen sein soll.

Priszka war auf recht merkwürdige Weise in die Dienste des Kurfürsten gekommen. Im Jahre 1656, kurz vor der Schlacht bei Warschau, nahm eine Dragonerpatrouille einen Mann gefangen, der als Spion kurzerhand zum Tode verurteilt wurde, obwohl er seine Unschuld immer wieder beteuerte. Kurz vor der Hinrichtung gelang es dem Burschen, seinen Wächtern zu entschlüpfen und das Quartier des Kurfürsten zu erreichen, wo er sich diesem zu Füßen warf und in gebrochenem, kaum verständlichem Deutsch alle möglichen Beweise für seine Harmlosigkeit vorbrachte. Der Kurfürst ließ daraufhin die Angaben des Mannes, der bis vor kurzem Diener

Digitized by Google

bei einem polnischen Grafen gewesen sein wollte, nachprüfen. Wirklich mußte man Wenzel Priszka schließlich laufen lassen. Er aber mochte sich von dem Fürsten, der ihm das Leben gerettet hatte, nicht mehr trennen. Auf seine flehentlichen Bitten nahm ihn Friedrich Wilhelm unter seine Dienerschaft auf und übertrug ihm das Amt des Piepenmeisters.

Als der Kurfürst im Winter 1678 mit seinem Heere auf Schlitten über das Kurische Haff eilte, um die unter Wrangel in Ostpreußen eingefallenen Schweden zu vertreiben, geriet der kleine Schlitten, auf dem Priszka mit vier Dienern Platz gefunden hatte, in eine offene Stelle des Eises. Dem gewandten Priszka gelang es jedoch, sich und seine vier Gefährten lebend aus dem eiskalten Wasser wieder herauszuziehen. Als Anerkennung für den hierbei bewiesenen Mut schenkte Friedrich seinem Piepenmeister ein großes Bauerngehöft bei Königsberg, dessen Einkünfte Priszka regelmäßig ausgezahlt wurden.

Nach dem 1680 erfolgten Tode des Großen Kurfürsten verlegte der überall hochgeachtete Piepenmeister seinen Wohnsitz dorthin und bewirtschaftete mit Hilfe seiner Söhne — er besaß nicht weniger als fünfzehn Kinder, neun Söhne und sechs Töchter — sein Gut selbst. Seine Nachkommen, die einen deutschen Namen führten, wurden von Friedrich dem Großen geadelt und bestehen noch heute in zwei Linien, einer freiherrlichen und einer gräflichen, in Ostpreußen und Westfalen.

Wenzel Priszka, der eine der volkstümlichsten Erscheinungen der Residenz des brandenburgischen Herrschers war, hatte eigentlich nur einen einzigen Feind und Widersacher: den Piepenmeister des alten Derfflinger, einen früheren Leipziger Barbier namens Gottlieb Knurst. Zwischen diesen beiden Männern bestand fortgesetzt die Eifersucht, wer von ihnen bei den Berlinern beliebter sei. Feldmarschall Derfflinger, der derbe Scherze liebte, stachelte den Neid und die Eifersucht seines braven Knurst immer wieder absichtlich an, nur um die Freude zu erleben, daß die beiden grimmigen Feinde gelegentlich mit Stöcken übereinander herfielen und sich gehörig die Röcke und die gepuderten Perücken ausklopften.

Gottlieb Knurst wurde auch aus bösem Rachegefühl zum

Digitized by Google

Erfinder jenes schlechten Scherzes, der darin besteht, den unteren Teil des Pfeifenkopfes mit etwas Pulver zu füllen, damit dem Rauchenden dann nachher die Pfeife in der Hand explodierte. Das erste Opfer dieser gefährlichen Überraschung war natürlich der ahnungslose Wenzel, und zwar bei Gelegenheit eines Jagdschmauses, den der Kurfürst seinen Generalen gab. Da seinem Piepenmeister hierbei jedoch das Gesicht übel zugerichtet wurde, verbot Friedrich Wilhelm die Wiederholung dieser Neckerei. Gottlieb Knurst fand später ein sehr unrühmliches Ende. Er stürzte nachts in der Trunkenheit in einen Teich und kam elend in dem Elemente um, das er sein Leben lang am meisten verabscheut hatte: im Wasser.

Der berühmteste aller Piepenmeister war der des alten Blücher. Christian Hennemann hieß er und stammte aus Rostock. Überallhin begleitete er seinen Herrn, den Marschall Vorwärts, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Raucher war und die Pfeife nie ausgehen ließ. Stets führte Blücher auf seinen Kriegsfahrten eine ganze Kiste holländischer Tonpfeifen mit sich. Da diese, besonders die dünnen Stiele, sehr zerbrechlich waren, benützte der sparsame Blücher sogar die Stummel und mochten sie noch so kurz sein. Nur wenn's zu einer Schlacht ging, wurde eine neue Piepe spendiert.

Joseph Maertl berichtet uns eingehend, welche Rolle Christian Hennemann in der Schlacht von Waterloo spielte. Nachdem Blücher in Eilmärschen den bedrängten Engländern zu Hilfe gekommen war, beobachtete er von einem Hügel aus die Entwicklung seiner Truppen. Wie immer ritt er auch damals einen Schimmel. Neben ihm hielt, ebenfalls zu Pferde, sein Piepenmeister. Dieser entzündet jetzt die lange Pfeife, raucht sie an, tut ein paar Züge und überreicht sie dann feierlich dem Marschall. Der will sie eben zwischen die Zähne klemmen, als dicht neben ihm eine Kanonenkugel in die Erde fährt. Roß und Reiter werden mit Erde und Kies vollständig überschüttet. Ebenso der Piepenmeister. Erschreckt macht des Fürsten Schimmel einen Seitensprung und — das Unglück ist geschehen. Die geliebte Pfeife ist entzwei! Und dabei hat ihr Besitzer noch nicht einen Zug daraus getan.

Digitized by Google

„Donnerwetter! Ihr Lümmels da drüben!“ flucht er. „Euch soll ja gliek der Düwel halen! Ick will ju liehren, den ollen Blücher de Piep vört Mul wegtoscheeten! — Hennemann! Stopp mich man 'ne neue Piep, brenn se an un wart hier uff mir.“

Mit diesen Worten sprengt der alte Eisenfresser davon, und es sollte ein langes Warten werden. Die Franzosen hielten stand und ließen sich so schnell nicht aus ihren Stellungen verjagen. Bis in die Nacht hinein währte das Ringen.

Nach gewonnener Schlacht trafen sich die beiden Sieger, Blücher und Wellington, und reichten sich freudig bewegt die Hände. Im Laufe des Gesprächs fragte dann Wellington, von welcher Stelle aus der Marschall die erste Angriffsbewegung geleitet habe. Blücher, der nie ein Freund von vielen Worten war, erwiderte nur: „Kommen Sie — dort drüben!“ gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, von Wellington gefolgt, davon. So gelangten sie an den Ort, wo Blücher die Pfeife zerschmettert worden war.

Aber — was ist das? Wahrhaftig, da steht noch der treue Mecklenburger! Den Kopf und einen Arm verbunden, raucht er ruhig seine Tonpfeife.

„Dunner noch eenmal! Dat is jo min Krischan!“ fährt Blücher erstaunt auf. „Kierl, wie sühst du aus?“

Der Diener guckt seinen Herrn eine Weile mürrisch und böse an. „Kommen Sie endlich?“ fragt er dann in vorwurfsvollem Ton. „Den ganzen Tag habe ich hier gestanden und gewartet; eine Pfeife nach der anderen haben mir die verdammten Franzosen vons Maul weggeschossen. Einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück vom Ohr gerissen, un die Faust da wird woll auch zum Düwel gehn. Dat is die letzte ganze Piep!“

Damit reichte er Blücher die brennende Pfeife hin. Der steckte sie sofort in den Mund und schmauchte behaglich weiter. Dann wandte er sich an seinen standhaften Hennemann und meinte tröstend: „Armer Christian, es is wahr: ick habe dir lange warten lassen. Aber siehst du — de Kierls wullten jo nich gliek loopen!“ W. K.

Digitized by Google

Die Inder und der englische Geist. — Ein junger englischer Beamter benützte die Urlaubszeit zu einem Jagdausflug in eine wilde, abgelegene Gegend der Malabarküste. Der junge kräftige Mann erlitt mitten im Dschangel einen schweren Fieberanfall und wurde von seinen eingeborenen Begleitern in ein Dorf geschafft, wo er nach kurzer Zeit starb. Nachdem er begraben war, überkam die Eingeborenen große Besorgnis wegen des Geistes des Hingeschiedenen, und die guten Leute beratschlagten, auf welche Weise sie wohl diesen Geist zufriedenstellen könnten, da sie nach ihrer religiösen Anschauung befürchteten, er möchte ihnen erscheinen oder schaden oder sie verfolgen. Entsprechend ihren Begräbnisbräuchen hielten sie es auch in diesem Falle für erforderlich, dem „englischen Geiste" auch ausgesucht englische Opfer zu bringen, um ihn in guter Laune zu erhalten. Obwohl das Dorf über hundert Meilen von der nächsten europäischen Ansiedlung entfernt war, machte sich eine kleine Schar von Eingeborenen auf den Weg und kaufte, überzeugt, den englischen Geist am besten damit zu erfreuen — eine Flasche Whisky, zwei Flaschen Sodawasser und ein Kistchen Zigarren. Damit kehrten sie zurück und legten das Mitgebrachte andächtig auf dem Grabe des Verstorbenen nieder. Das Opfer scheint dem Geiste des Engländers angenehm zu sein, denn man hat nichts davon gehört, daß er sich ungebärdig gezeigt hätte. A. M.

Der Kriegerverein. — Als Bismarck noch preußischer Botschafter in St. Petersburg war, wurde er auch eines Tages vom Fürsten G. eingeladen, von dem es allgemein bekannt war, daß er über und über in Schulden steckte. Als Bismarcks Frau nun am anderen Tage fragte, wie es denn gestern beim Fürsten G. gewesen sei, erwiderte er: „Ganz nett — nur war's der reine Kriegerverein."

„Wohl meistens Offiziere?"

„Nee, Kind," entgegnete da Bismarck lachend, „meistens Leute, die von dem Fürsten was zu kriegen haben." —zen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

E. Marlitts Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 10 Bänden.

In feiner Leinwandtruhe 40 Mark.

Jeder Band ist **einzeln zum Preise von 4 Mark** käuflich.

Inhalt: Band 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Bd. 2. **Das Heideprinzeßchen.** Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** Bd. 4. **Im Schillingshof.** Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Bd 7. **Die zweite Frau.** Bd. 8. **Goldelse.** Bd. 9. **Das Eulenhaus.** Bd 10. **Thüringer Erzählungen.** (Inhalt: Amtmanns Magd. Die zwölf Apostel. Der Blaubart. Schulmeisters Marie.)

Auch in **nicht**illustrierter Ausgabe zum gleichen Preise zu haben.

+ + +

Wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens üben auch heute noch die Marlittschen Romanschöpfungen einen unwiderstehlichen Reiz auf das deutsche Lesepublikum und insbesondere auf die deutsche Frauenwelt aus. Die Nachhaltigkeit dieses Erfolges erklärt sich daraus, daß derselbe nicht etwa nur auf der anerkannten Meisterschaft der Verfasserin in der Kunst zu erzählen, in Vorführung spannender Handlung, fesselnder dramatischer Situationen, sowie in ihrer außergewöhnlichen Kenntnis des Frauenherzens beruht, sondern hauptsächlich darauf, daß allen Marlittschen Romanen hochinteressante, Geist und Gemüt bewegende sittliche Probleme zugrunde liegen.

Marlitts Goldelse, Zweite Frau, Geheimnis der alten Mamsell und alle die übrigen sinnigen Schöpfungen dieser beliebtesten deutschen Erzählerin, deren Namen bei vielen Tausenden die Erinnerung an so manche längst vergangene glückliche Stunde wachrufen, mögen jetzt die Herzen der heranwachsenden Generation erfreuen! Gestattet es doch die ungetrübte Reinheit der Marlittschen Erzählungen jeder Mutter, sie ruhig in die Hände ihrer Tochter zu geben! — Für elegante Ausstattung der Ausgabe, schönen Druck und gutes Papier ist Sorge getragen; die Illustrationen stammen von hervorragenden Künstlern.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Gesundheit.

Ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung.

Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann.

Unter Mitwirkung von 52 ersten ärztlichen Autoritäten (Professoren und Privatdozenten der Universitäten des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns, der Schweiz usw.)

herausgegeben von Professor Dr.

R. Koßmann

in Berlin

und Privatdozent Dr.

Jul. Weiß

in Wien.

1644 Seiten Text mit 293 Abbildungen, 12 mehr- u. 6 einfarbigen Tafeln.

Zwei stattliche Bände.

In Leinwandband 24 Mark, in Halbfranzband 26 Mark.

Auch in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig erhältlich.

Ein reiches und inhaltschweres Buch ist hier geschaffen. Die Namen erster Autoritäten finden sich als Verfasser der einzelnen Kapitel und geben eine Gewähr dafür, daß nur das Beste geboten wird. Gewiß wird der Laie aus diesem Buche keine Medizin, keine Heilkunde erlernen können. Das Buch soll und wird niemals den Arzt ersetzen, aber es kann eine gesunde Grundlage geschaffen werden für das Verständnis gesundheitlicher Fragen, und damit kommen wir einem höchst erwünschten Ziele näher, nämlich dem, daß auch die Laien lernen, hygienisch zu denken und instinktiv hygienisch zu handeln. Das ist aber nur möglich, wenn die Kenntnisse über die Gründe für ein derartiges Verhalten Gemeingut aller geworden sind, und dafür zu wirken ist dies Werk bestimmt. Es wäre wirklich dringend zu wünschen, daß in jedem Hause ein derartig groß angelegtes, in jeder Weise mustergültig ausgestattetes Werk existierte und auch gelesen würde. (Der Tag.)

„Die Gesundheit" ist das hygienische Hausbuch der Gebildeten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 012 133 273

in Funktion
das Haar f
die Firma u
lyse.) Der

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google

Digitized by Google